

Sezession

Autorenportrait
Helmut Schelsky

Frank Lisson
Parrhesia

Thorsten Hinz
Luftkrieg und Literatur

Johannes Schüller
Kracht lesen

Briefwechsel mit
Richard Wagner

35

April 2010
10 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (verantwortlich),
Erik Lehnert und Karlheinz
Weißmann.

8. Jahrgang, April 2010,
Heft 35

Sezession erscheint im Februar,
April, Juni, August, Oktober und
Dezember. Der Preis für das
Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Ver-
sandkosten. Wer Sezession für
mehr als lesenswert hält, kann ein
Förderabonnement (75 €/sechs Hef-
te) zeichnen. Das normale Jahres-
abonnement (sechs Hefte)
kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.
Versand. Auslandsabonnenten be-
zahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr.
Wird das Abonnement nicht bis zum
30. November gekündigt, verlän-
gert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-
kunden gilt die Preisliste Nr. 8
vom März 2008.

Manuskripte sind stets willkom-
men und sollten für einen Kurzbei-
trag 8.500, für einen Grundlagen-
beitrag 14.500 Zeichen (inkl. Leer-
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Albersroda
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

1 Editorial

Grundlagen

2 **Autorenportrait** Helmut Schelsky
Rainer Waßner

6 **Das Tier, das »wir« sagt**
Karlheinz Weißmann

10 **Quo vadis Europa?**
Thomas Bargatzky

14 **Parrhesia – Brisanz der
freien Rede**
Frank Lisson

18 **Luftkrieg und Literatur**
Thorsten Hinz

22 **Ikonen des Widerstands –
Propaganda im Irak**
Nico Colmer

Kurzbeiträge

26 **Geistige Landesverteidigung?**
Gespräch mit Udo Ulfkotte

28 **Frei.Wild – Zwischen Popkultur
und Zerstreuung**
Felix Menzel

30 **Sarrazin und seine Gegner**
Erik Lehnert

32 **Kracht lesen – Ästhetischer
Fundamentalismus**
Johannes Schüller

34 **Nicht alle sind Elite**
Johann Ludwig

Dienste

36 **Rezensionen**

46 **Vermischtes**

50 **Wo ist das Ganze, was ist es wert?**
Briefwechsel zwischen Götz Kubitschek
und Richard Wagner

56 **Briefe an Alle und Keinen**

Der Bildteil zeigt Angehörige der
DIVISION ANTAIOS – mehr oder
weniger freiwillig rekrutiert.

Informationen zu den Autoren in diesem
Heft auf Seite 13

Editorial

von Karlheinz Weißmann

Damals, das populärwissenschaftliche Magazin für Geschichte, stand ursprünglich – Anfang der siebziger Jahre – so weit rechts, daß der Herausgeber eine positive Rezension von Diwalds *Geschichte der Deutschen* verweigerte, weil ihm der Autor zu weit links stand. Die Zeiten haben sich geändert: Spätestens seit die Deutsche Verlagsanstalt die Regie übernommen und die Publikation mit großen Namen im wissenschaftlichen Beirat ausgestattet hat, läuft alles in den Bahnen des Zünftigen und der politischen Korrektheit.

So auch die neueste Ausgabe mit dem Titelthema »Helden«, in der es neben »Helden des Alltags« und »Helden der Arbeit« und Helden im Prinzip auch Betrachtungen des Pressesprechers der Stadt Herford über »militärisches Heldentum« gibt. Dr. René Schilling hat vor einiger Zeit eine Dissertation zum Thema verfertigt und nun etwas vorgelegt, das jeder Anforderung als Handreichung zu Politik-, Geschichts-, Religions-, Deutschunterricht an bundesdeutschen Schulen genügen würde (Oberstufe, Kurse auf »erhöhtem Niveau«). Man ahnt es schon beim ersten Satz: »Helden sind ein Konstrukt«, und dann wird man in Kenntnis gesetzt über den deutschen Mißbrauch des Heroischen in der jüngeren und fernerer Vergangenheit und darüber, daß manche Helden – Richthofen zum Beispiel – gar keine richtigen waren. Zuletzt belehrt uns Schilling noch, daß es unfair ist, den gefährlichen Einsatz des Soldaten in den Mittelpunkt zu rücken, wo doch auch Polizisten und Feuerwehrmänner »Tag für Tag« ihr Leben riskieren.

Leicht ergibt sich der Zusammenhang zwischen solchen Ausführungen und einer Themenausgabe der *Zeit* (vom 4. März 2010) zur Einsatzfähigkeit der Bundeswehr. Die Schlagzeile auf der ersten Seite lautete »Alles außer kämpfen«, darüber das Bild von zwei Soldaten im hellen Tarn mit Stahlhelm, vorne eine Frau (mit Make-up), dahinter ihr männlicher Kamerad, beide sichtbar bewaffnet und mit leicht depressivem Gesichtsausdruck. Wie wir dem Text entnehmen, erweist sich unsere Armee als ernstfalluntauglich, was nicht nur mit Ausrüstungsmängeln zu tun hat, sondern auch mit psychologischen Faktoren, die die Belastbarkeit des Bürgers in Uniform unter kriegsartigen oder kriegsähnlichen Umständen dramatisch reduzieren.

Es sei am Rande darauf hingewiesen, daß auch die *Zeit* eine Kurskorrektur vorgenommen hat. Seit den sechziger Jahren war sie Zentralorgan des linksbürgerlichen Pazifismus, trug ziemlich jede gegen die Bundeswehr gerichtete Kampagne mit und konnte sich kaum genug tun, Wehrpflicht oder »Nachrüstung« zu kritisieren und die Gefahren des Militarismus im allgemeinen zu beschwören. Damit scheint es jetzt vorbei, wenngleich der Leser Mühe hat, die ungewohnte Besorgnis ernst zu nehmen. Jedenfalls hat die *Zeit* keine Übung, den Kern des Problems zu erfassen. Der liegt in der Ungeklärtheit unserer militärpolitischen Gesamtlage (angesichts von »neuem Krieg«, »asymmetrischem Krieg«, »Krieg gegen den Terror«), deren Vorhandensein eine postheroische Gesellschaft sowenig zur Kenntnis nehmen will, wie das Problem fehlender Verteidigungsbereitschaft überhaupt.

Das tritt natürlich nicht erst auf, wenn ein junger Mann die Entscheidung zwischen Militärdienst und Zivildienst trifft. Das beginnt bei der Frage, ob es so etwas wie Selbstbehauptungswillen an sich noch gibt, noch geben kann, in einer Gemeinschaft, die ihre Helden nicht kennt oder denunziert und denjenigen das Wort erteilt, die hauptsächlich damit befaßt sind, »alles, was noch steht, das Mark aus den Knochen zu blasen« (Arnold Gehlen).

Autorenportrait Helmut Schelsky

von Rainer Waßner

Ein oder zwei pflichtschuldige Kurzbeiträge – mehr war dem deutschen Feuilleton vor einem Jahr der 25. Todestag des einst wichtigsten, einflußreichsten und populärsten Vertreters der bundesdeutschen Soziologie nicht wert: Helmut Schelsky verstarb am 24. Februar 1984 und ist aus dem öffentlichen Gedächtnis ebenso verschwunden wie anscheinend aus dem seines Faches. Und als die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* im vergangenen Juni das Thema »Ideengeschichte der Bundesrepublik als Konfliktgeschichte« mit dem Etikett »Habermas und ...« versah, tauchte Schelskys Name auf einer ganzen Doppelseite Text nicht ein einziges Mal auf. Der infamste »Nachruf« war jedoch beim Deutschen Soziologentag in Jena 2008 zu registrieren, wo sich Studenten nicht entblödeten, Schelskys Wirken als Kontinuität seines studentischen Rechtssozialismus von Anfang der dreißiger Jahre hinzustellen.

Worin bestand nun tatsächlich sein Leben und Wirken? Aufstieg und Fall dieses Gelehrten folgen den geistigen und politischen Umwälzungen im Deutschland nach 1945, deren geschichtliche Spur bis in die NS-Zeit zurückreicht. Schelsky selbst hat aus seiner Vergangenheit nie ein Hehl gemacht, mußte nicht »enttarnt« werden. Aus einer kleinbürgerlichen Familie im Anhaltinischen stammend – geboren 1912 in Chemnitz –, ging er nach einem Semester in Königsberg 1931 zum Studium der Philosophie, Germanistik, Geschichte und Pädagogik nach Leipzig. In diese Zeit fallen Zugehörigkeiten zum NS-Studentenbund wie zur SA (Eintritt in die NSDAP 1937). Seine akademischen Lehrer in Leipzig hießen Hans Freyer, Arnold Gehlen und Theodor Litt. Nach dem Staatsexamen promovierte er 1935 über Fichtes »Naturrecht«, begleitete Gehlen 1938 als dessen Assistent an die Universität Königsberg, wo er sich 1939 mit einer Schrift über Thomas Hobbes für Philosophie und – auf eigenen Wunsch - Soziologie habilitierte. Merkwürdigerweise hat ihn die neugegründete Reichsuniversität Straßburg, wo nie ein Lehr- oder Forschungsbetrieb stattfand,

Rainer Waßner (Hrsg.):
*Wege zum Sozialen.
90 Jahre Soziologie in
Hamburg*, Opladen 1988.

1943 auf eine Professur für Soziologie berufen. 1940/41 arbeitete Schelsky als Assistent Freyers in Budapest am Deutschen Kultur-Institut, bevor er an die Ostfront eingezogen wurde. Mehrfach verwundet (er litt lebenslang an seinen Verletzungen) und mehrfach dekoriert, wegen »Verächtlichmachung der Partei« in Königsberg noch zu Festungshaft verurteilt, erreichte er in den letzten Kriegstagen Schleswig-Holstein.

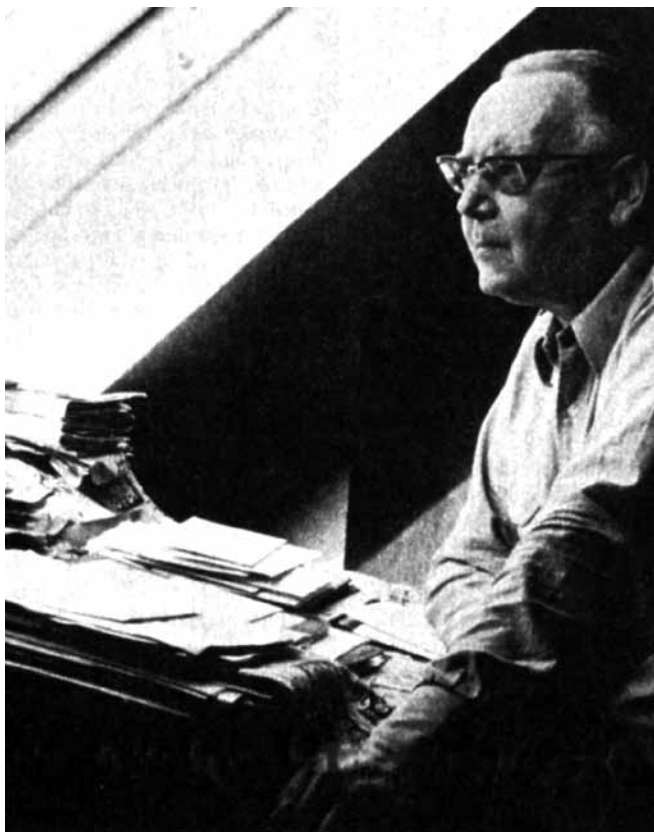
In Hamburg und Karlsruhe baute er anschließend den Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes an entscheidender Stelle mit auf. In Karlsruhe wurde er 1946/47 publizistisch für die badische SPD-Zeitung *Volk und Stimme* aktiv, ein Organ, das eine so eigenständige Position vertrat, daß ihr der SPD-Vorstand in Hannover bald das Erscheinen untersagte.

1948 erhielt Schelsky an der neugegründeten »Akademie für Gemeinwirtschaft« in Hamburg einen Lehrstuhl für Soziologie, auf den er sich auch durch intensives Selbststudium der bis dato unbekannten angelsächsischen Sozialwissenschaften vorbereitet hatte.

Von dort aus gelang ihm der Sprung auf ein Ordinariat für Soziologie der Universität Hamburg 1953, das er bis 1960 innehatte, bevor er an die Universität Münster berufen wurde. Damit in Personalunion verbunden war die Leitung der Sozialforschungsstelle Dortmund (damals die größte Sozialforschungsstelle Westeuropas), wo er bis 1970 mehr Habilitationen und Promotionen in Soziologie durchsetzte als alle anderen Lehrstuhlinhaber der Bundesrepublik zusammen und damit einen gewaltigen Professionalisierungsschub des Faches auslöste.

Wenden wir uns nach diesem biographischen Überblick Schelskys wissenschaftlicher Arbeit zu. Schon in seinen akademischen Frühschriften klingt ein Grundthema an: Wie ist unter sich stetig verändernden historischen Bedingungen gleichzeitig soziale Stabilität und Entwicklung möglich? In der Hobbes-Schrift plädiert Schelsky – ohne jede Anbiederung an den Zeitgeist, der darauf Karriereprämien aussetzte – für einen souveränen, keinesfalls aber autoritären Staat, einen Staat, der immer auf dem Wollen und inneren Beteiligtsein seiner Bürger aufrufen müsse. Seine Funktion bestünde darin, den Menschen produktive Gestaltungsräume zu verschaffen beziehungsweise destruktive zu vereiteln und ihnen dergestalt Sicherheit im Zeitablauf zu garantieren. Der Mensch als Gattungswesen, lautete Schelskys anthropologische Prämisse, sei primär ein provisorisches, instabiles, aus konkreten Interessenlagen heraus handelndes Wesen, nicht denkende Vernunft (so setzt er sich vom Idealismus seiner Dissertation ab). Der Staat wiederum sei ein Rechtsverhältnis einer ganz realen Lebensgemeinschaft, kein (wie bei Hegel) unanfechtbarer »objektiver Geist«. Schelsky wagte es, die Schrift 1981 mit einem neuen Vorwort herauszubringen. Eine Hommage an Carl Schmitt wurde ihm dabei übelgenommen, noch übler die Weigerung, seine politische Jugendbegeisterung kleinzureden. Geflissentlich wurden dafür Passagen überlesen, in denen Schelsky bekannte, heute würde er einen Anti-Hobbes schreiben, in Richtung eines Vertragsstaates mit garantierten Rechtsveränderungswegen – die legalistische Auffassung jedes Liberalen.

Seine Nachkriegspublizistik in der Parteipresse der SPD, so sporadisch und tastend die Beiträge auch sein mögen, stand durchaus im Zusammenhang mit diesen Gedankengängen, indem sie nach Wegen und Möglichkeiten eines gesellschaftlichen Neubeginns Ausschau hielt. Aber wie sah die konkrete Gesellschaft Westdeutschlands aus, von welchen Tendenzen, Kräften und Spannungen war sie bewegt? Als Antwort auf diese Frage entstanden in den Hamburger und Münsteraner Jahren in schnell-



Helmut Schelsky, um 1980

Joachim Matthes: *Das schlechte Gewissen der Soziologie*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 29. November 1980.



ler Folge Schelskys breit angelegte Untersuchungen zu praktisch allen relevanten Themen der Nachkriegszeit: Jugend und Familie, Bildung und Berufsbildung, zur Eingliederung der Vertriebenen, zur Sexualität und zur Universitätsgeschichte, zur Automatisierung, zu Freizeit und Alter, zur sozialen Schichtung der Bundesrepublik, zu Religion und Kirche, zum Gesundheitswesen. Schelsky zeigte dabei ein seltenes Talent, komplexe Probleme so auf einen Buchtitel zu bringen, daß sie schnell und dauerhaft ins öffentliche Bewußtsein drangen. Beispiele dafür sind *Die skeptische Generation* (1957), *Die nivellierte Mittelstandsgesellschaft* (1961), *Einsamkeit und Freiheit* (1963), *Auf der Suche nach Wirklichkeit* (Eine Aufsatzsammlung, 1965), *Berechtigung und Anmaßung in der Managerherrschaft* und andere mehr. Auch die Auflagezahlen waren erstaunlich hoch – von den zahlreichen Übersetzungen ganz zu schweigen.

In heute kaum mehr vorstellbarem Maße wirkte Schelsky mit diesen Publikationen und mit seinen Vorträgen, als Herausgeber wissenschaftlicher Reihen und Jahrbücher und mit seiner Mitarbeit in Gremien, Ämtern, Stiftungen, und, nicht zu vergessen, durch seine Examinanden in das öffentliche Leben der Republik hinein. Parteien, Verbände, die Sozialversicherung, die Wirtschaft, selbst Regierungskreise zogen ihn zu Rate. In den Sozialwissenschaften selbst blieben seine Thesen Diskussionsthema, doch war er nie unumstritten; gelegentlich wurden ihm gar Linkslastigkeit und Modernismus vorgeworfen, bezeichenderweise ist er nie zum Fakultätsdekan ernannt worden.

1970 wechselte Schelsky an die neugegründete Universität Bielefeld, die er auf Wunsch des christdemokratischen Kultusministers Paul Mikat mit installiert hatte und wo er eine eigene Fakultät für Soziologie durchsetzte, nicht ahnend, daß sich nunmehr sein Höhenflug in einen Sturz verwandeln würde. Es begann mit Querschüssen aus dem katholischen Paderborn, das sich bei der Universitätsgründung übergangen fühlte und endete mit dem Boykott seiner Fakultätskollegen: »Alle wesentlichen Entscheidungen wurden schließlich ohne Schelsky getroffen. Dazu kamen die zahllosen Ungehörigkeiten des Betragens ...« (Niklas Luhmann) Im Klima des kulturevolutionären Aufräumens an den Universitäten begann man, in Schelskys Biographie herumzustochern. Ein Vierteljahrhundert Arbeit zählte nicht mehr.

Verbittert zog sich Schelsky 1973 wieder nach Münster zurück, wo er auf einem Lehrstuhl für Rechtssoziologie überdauern durfte. Was schon in seiner großen Polemik *Die Arbeit tun die anderen* (1975) spürbar geworden war, verschärfte sich zunehmend zur Position des »Anti-Soziologen«, der mit seinen glänzend geschriebenen Büchern ganz andere Erfolge hatte als die Soziologen mit ihrer inzwischen formelhaft verkrusteten Geheimsprache.

Zwei Grundkonflikte kamen hier zum Austrag. Der erste Diszens bezog sich auf die Betrachtung und Bewertung des historisch Gewordenen, der Überlieferungen, und das waren für Schelsky immer die ganz konkreten Institutionen der Bundesrepublik. Zum einen die primären wie Familie, Verwandtschaft, Freundschaft, Nachbarschaft; dann die sekundären, die großen: die soziale Marktwirtschaft, der Rechtsstaat, das Bildungssystem, die Kirchen, der Parlamentarismus etc. In ihnen sah Schelsky eine Erfahrungsweisheit angesammelt, die einer normalen Gesellschaft mit gewöhnlichen Menschen genügend Spielräume der persönlichen Entfaltung, der gemeinschaftlichen Problemerkennung und -lösung und der Weiterentwicklung ließ und von daher ein schützens- und erhaltenswertes Gut waren. Darin war Schelsky sicher konservativ. Seine Gegner hingegen gingen von der Utopie einer idealen, perfekten Gestaltung sozialer Beziehungen und Verhältnisse (das heißt säkularisierte Ziele religiöser Heilslehren), aus, die sie sich am grünen Tisch, angeführt von intellektuellen Führern ausgeklügelt hatten. Die immer notwendig eintretenden Nebenfolgen eines dazu die Macht- und Lebensverhältnisse radikal verändernden Handelns wurden nicht mitbedacht, waren sowieso vorher nicht abzuschätzen, besonders nicht die Rolle der Gewalt. Schelsky trennte von den

Linksintellektuellen der Gegensatz, den Max Weber als den von Verantwortungs- und Gesinnungsethik definiert hatte: die einen versuchten, in überschaubaren Handlungsabläufen Verantwortung zu übernehmen, die anderen forderten verbal Umgestaltung um jeden Preis, ohne dafür den Kopf hinhalten zu müssen.

Die heftigste Anklage erhob Schelsky zweifellos in seinem Buch *Die Arbeit tun die anderen*. Schon der Reiztitel provozierte, erst recht lösten die darin vertretenen Thesen Aufregung und Empörung bei den Angegriffenen aus. Schelsky sparte nicht mit Beispielen: Augstein, Brandt, Mitscherlich und Böll sind als »Kardinäle und Märtyrer«, also mit Ausdrücken aus der Kirchenhierarchie eingeordnet. Liberale und sogar Sozialdemokraten distanzieren sich eifrig. Deren Wut läßt allerdings vermuten, daß man sich ertappt fühle.

Schelskys Kritik des linksintellektuellen Milieus zielte darauf, daß dieses nicht nur Geschichte, Zustände, Personen, Institutionen der Bundesrepublik zu demontieren und die Politisierung aller Lebensbereiche zu erreichen suchte, was schon bedenklich genug war. Es ging auch um die politische und wirtschaftliche Etablierung einer neu entstandenen sozialen Klasse, der »Reflexionselite«, auf Kosten derjenigen, die sie zu vertreten vorgaben, der Werktätigen. Schelsky charakterisierte die linke Intelligenz nicht als eine soziale oder politische Interessengruppe unter anderen, sondern als einen mit Herrschaftsanspruch auftretenden neuen Klerus (»Priesterherrschaft«), der sich anschickte, das Bewußtsein der abhängig arbeitenden Bevölkerungsschichten zu manipulieren, ihnen vorzugaukeln, es ließe sich eine Gesellschaft planen, aufbauen und kontrollieren, die soziale Harmonie bei einem Maximum von Selbstverwirklichung, Gerechtigkeit und Freiheit herstelle. Diese mit geradezu prophetischer Anmaßung und Besserwisserei vorgetragene Verkündigung kleide sich in sozialreligiöse Verheißungen der Befreiung vom Leistungsdruck, einer Herrschaft der Rationalität und einer allumfassenden Mitwirkung am gesellschaftlichen Prozeß. In Realität überführt werden solle die verschleierte Machtübernahme durch eine permanente »Belehrung« in allen Bildungseinrichtungen und Massenmedien, die natürlich »Autonomie« für sich verlangen würden.

Schelsky ging noch einen Schritt weiter. Über ein Netz von »Funktionsmonopolen der Sinnproduzenten« sollten schließlich auch Staat und Wirtschaft gesteuert werden, vergleichbar der Situation im Mittelalter mit seiner Deutungshoheit der kirchlichen Theologen. Die Aktionen der selbsternannten Aufklärer – so schließt das Buch – wären im Lichte der wahren Aufklärung betrachtet Reaktion und Rückschritt. Am Ende stünde ein neuer Typus von Untertan: »der betreute Mensch«. Auf der Strecke bliebe die abendländische Idee der freien Person – hier brach das Freiheitspathos seiner idealistischen Studien wieder durch.

Vielleicht darf man Schelsky mit jenen Attacken sogar einen gewissen Einfluß auf die konservativ-liberale Wende der achtziger Jahre zusprechen, deren Beginn er noch erlebte. Im Jahr 1978 in Münster emeritiert, fand er mit seiner Familie im österreichischen Burgenland eine Altersheimat. In Wien war er Gastprofessor, die Universität Graz machte ihn zum Honorarprofessor. Helmut Schelsky starb 1984. Er fand in dem kleinen Ort Stadtschlaining seine letzte Ruhestätte.

Stellt sich zuletzt noch die Frage, was von Schelskys Werk und Leistung bleibt, wenn man sie nicht nur historisch, als elementaren Bestandteil der Geistesgeschichte der alten Bundesrepublik würdigen will? Seine heute noch lesenswerten Analysen können nicht einfach übernommen werden, zu sehr sind sie an die Konstellationen der Nachkriegs- und Aufbauzeit gebunden. Das Licht der großen Kulturprobleme ist weitergezogen, um mit Max Weber zu sprechen. Die Strukturen und Probleme des heutigen Deutschland nach innen und außen sind gänzlich anders gelagert, auch gegenüber der Situation unmittelbar nach der Wiedervereinigung. Mir erscheint der Soziologe und *homo politicus* Helmut Schelsky heute in dreien seiner Forschungsrichtungen gründlicher Besinnung wert, die eng miteinander zusammenhängen: in der Frage nach der gesellschaftlichen Stabilität in einer globalisierten Welt, in einer ideologiekritischen Haltung zur Intelligenz und in einer enttabuisierten, schonungslosen Analyse der sozialen Wirklichkeit, sämtlich Aufgaben, die die gegenwärtige akademische Soziologie nicht wahrnimmt.

Horst Baier (Hrsg.):
Freiheit und Sachzwang.
Beiträge zu Ehren Helmut
Schelskys, Opladen 1977.

Bibliographie:

Thomas Hobbes.
Eine politische Lehre
[1939], Berlin 1981

Wandlungen der deutschen
Familie in der Gegenwart,
Stuttgart 1953

Die skeptische Generation.
Eine Soziologie der
deutschen Jugend,
Düsseldorf und Köln 1957

Ortsbestimmung der
Soziologie, Düsseldorf
und Köln 1959

Der Mensch in der
wissenschaftlichen
Zivilisation, Köln
und Opladen 1961

Einsamkeit und Freiheit.
Die deutsche Universität
und ihre Reformen,
Hamburg 1963

Auf der Suche nach
Wirklichkeit. Gesammelte
Aufsätze, Düsseldorf
und Köln 1965

Die Arbeit tun die
anderen. Klassenkampf
und Priesterherrschaft
der Intellektuellen,
Opladen 1975

Der selbständige und
der betreute Mensch,
Stuttgart 1976

Die Hoffnung Blochs.
Kritik der marxistischen
Existenzphilosophie
eines Jugendbewegten,
Stuttgart 1979

Rückblicke eines Anti-
Soziologen, Opladen 1981

Das Tier, das »wir« sagt

von Karlheinz Weißmann

Es ist an sich schon bemerkenswert, daß man einem Biologen den nach Hegel benannten Staatspreis des Landes Baden-Württemberg verleiht, und noch bemerkenswerter, daß Jürgen Habermas die Laudatio hält. Die Irritation wird nicht geringer, wenn man zur Kenntnis nimmt, daß der Biologe – Michael Tomasello – das Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig leitet und der Widerwille gegen die Anthropologie zu den Konstanten im Denken von Habermas gehört. Immerhin versteht man das unerwartete Wohlwollen etwas besser, wenn man den Schlußpassus der Rede betrachtet, die Habermas am 16. Dezember des vergangenen Jahres zu Ehren von Tomasello hielt. Da hieß es über dessen Theorie menschlicher Kommunikation: »Der sozialpragmatische Ansatz erklärt die Entstehung der Sprache funktional aus der Lösung jener allgemeinen Kommunikationsaufgaben, die sich in kooperierenden Gruppen aus Problemen der Handlungskordinierung ergeben. Nach dieser Lesart ist die evolutionär vorteilhafte gestenvermittelte Kooperation der Geburtsort für semantische Konventionen.«

Es sind im wesentlichen zwei Überlegungen Tomasellos, die die Zustimmung von Habermas finden: seine Behauptung, daß das Menschsein ganz wesentlich durch kommunikative Akte bestimmt wird, und daß es einen erheblichen und qualitativen Abstand zwischen Mensch und Tier gibt. Diese Auffassungen hat Tomasello zuerst in seinem 2002 erschienenen Buch *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens* für ein breiteres Publikum dargestellt. Bei Fachkollegen sorgte die Veröffentlichung für eine gewisse Unruhe. Denn betrachtet man die Geschichte der Beziehung zwischen Biologie und jenen Geisteswissenschaften, die in irgendeiner Weise mit dem Menschen befaßt sind, so entstand zuletzt der Eindruck, als ob man sich auf wechselseitige Nichtbeachtung geeinigt hätte. Hier die naturwissenschaftliche Disziplin, die unter Verweis auf empirische Daten zu dem Ergebnis kommt, daß wir nichts ande-

Michael Tomasello: *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens*, zuletzt Frankfurt a.M. 2010.

res sind als arrivierte Affen, dort die Philosophen und Historiker, Soziologen etc., die auf der Annahme beharren, daß der Mensch so etwas wie »Natur« gar nicht habe.

Die Konfrontation hat ihrerseits historische Gründe, deren Ursprung man schon in den Vorbehalten Darwins gegen eine Veröffentlichung seines Buches *Die Abstammung des Menschen* aufweisen kann. Denn diese Vorbehalte rührten nicht nur aus der Erfahrung her, wie heftig die Debatten nach Erscheinen seines Bandes *Die Entstehung der Arten* gewesen waren, sondern auch aus dem Wissen um die naheliegenden Schlußfolgerungen, die sich aus der Behauptung ergaben, daß der Mensch vollständig in das System der Natur eingefügt werden könne und seine Stellung als »Krone der Schöpfung« damit erledigt sei. Darwin hatte immerhin versucht, den Geist von den Gesetzen des *struggle for life* auszunehmen, aber überzeugend war das nicht angesichts seiner eigenen methodischen Vorgaben. Und jener Teil seiner Anhänger, die man später als »Sozialdarwinisten« bezeichnete, zeigte im Grunde konsequenter als er selbst, daß sein Deutungsansatz eine vollständige naturalistische Erklärung des Menschen nahelegte. Die Folgerungen wurden nicht von jedem bis zum letzten getrieben, aber der Argumentation des französischen Anthropologen Georges Vacher de Lapouge war im Rahmen des Darwinismus auch nur schwer zu widersprechen: »Jeder Mensch ist verwandt mit allen Menschen und mit allen lebenden Wesen. Es gibt also keine Menschenrechte, nicht mehr als es Rechte des Gürteltieres oder des *Gibbons syndactylus* gibt, des Pferdes, das man anschirrt, oder des Ochsen, den man aufißt. Sobald der Mensch das Vorrecht verliert, ein besonderes Wesen nach Gottes Ebenbild zu sein, hat er nicht mehr Rechte als jedes andere Säugetier. Der Gedanke der Gerechtigkeit ist eine Täuschung. Es gibt nichts als Gewalt.«

Bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg konnten die für die Deutung des Menschen tonangebenden Disziplinen solche Auffassungen ignorieren oder verdammen, ohne die dahinterstehenden Überlegungen zur Kenntnis zu nehmen. Das änderte sich infolge eines intellektuellen Klimawandels am Ende des 19. Jahrhunderts, der den Darwinismus zur neuen Leitidee machte, die es zu erlauben schien, auch jede gesellschaftliche oder kulturelle Erscheinung zu deuten. Ein Gelehrter vom Rang Eduard Meyers konnte etwa in seiner Einleitung zur *Alten Geschichte* selbstverständlich davon ausgehen, daß der Mensch ein »Herdentier« sei und sich daraus wesentliche Dispositionen der historischen Entwicklung ableiten ließen.

Es hat bis zum Ende der zwanziger Jahre gedauert, bevor eine »Philosophische Anthropologie« daranging, die neue Herausforderung wirklich anzunehmen und nach Antworten zu suchen, die die »Stellung des Menschen im Kosmos« (Max Scheler) nicht mehr nur unter Verweis auf die Denktradition begründeten. Für diesen Ansatz standen die großen Namen Scheler, Plessner, Gehlen. Sie setzten sich tatsächlich mit den Erkenntnissen der modernen Biologie auseinander, behaupteten aber, daß die »Stellung« des Menschen eine »Sonderstellung« sei, ganz wesentlich auf seine »Weltoffenheit« zurückzuführen, insofern als das Tier (wie die Pflanze) »Umwelt«, der Mensch aber »Welt« habe. Selbstverständlich gab es gegen diese Interpretation Widerstände, aber die Diskreditierung eines harten Naturalismus durch die NS-Zeit führte doch dazu, daß nach 1945 eine Anschauung als konsensfähig betrachtet werden konnte, die die »eigentümliche Zwitternatur des Menschen« betonte, »der auch Tier ist, aber eine besondere Spezies unter den Hominiden darstellt, kraft deren Besonderheit er wiederum aus dem ganzen Umkreis des Tierischen herausfällt« (Helmuth Plessner).

Erst in den sechziger Jahren geriet diese Position unter Druck: durch den Aufstieg der Soziologie einerseits, die zu der Auffassung neigte, daß der Mensch ganz gesellschaftlich bestimmt sei und die Biologie gar keine Rolle spiele, und der Ethologie andererseits, die mit Hilfe des Verhaltensvergleichs auf zahlreiche Analogien zwischen Mensch und Tier hinwies. Aus Gründen, die mit Wissenschaftlichkeit wenig, mit Ideologie viel zu tun hatten, konnte die Soziologie ihre Auffassung durchsetzen und jenes »Anthropologieverbot« (Odo Marquard) etablieren, das im Prinzip bis heute wirksam ist.



Wir-Sagen. Anstecker der CDU von der letzten Bundestagswahl

Rolf Peter Sieferle: *Die Krise der menschlichen Natur. Zur Geschichte eines Konzepts*, Frankfurt a.M. 1989.

Joachim Fischer:
*Philosophische
Anthropologie. Eine
Denkrichtung des 20.
Jahrhunderts, zuletzt*
Freiburg i. Br. 2009.

Allerdings handelt es sich dabei um ein brüchiges Tabu, dessen Geltung durch die faktischen Fortschritte der Biologie, vor allem auf der Mikroebene, nach und nach in Frage gestellt wurde und außerdem von der Entkoppelung der Disziplinen betroffen ist, die dazu führt, daß eine Denkschule wie die der Soziobiologie auch an den Universitäten in Deutschland verankert werden konnte, die ausdrücklich in Anspruch nimmt, das gesellschaftliche Leben des Menschen unter Verweis auf den »Egoismus« der Gene zu deuten, dabei von der Soziologie ignoriert wird, wie sie ihrerseits dazu neigt, deren Erkenntnisse zu übergehen.

In dieser Lage bietet der Ansatz von Tomasello eine Alternative, denn seine Kompetenz als Naturwissenschaftler ist ebenso unbestreitbar wie seine Bereitschaft, sich mit Fragestellungen auseinanderzusetzen, die jenseits der Grenzen seiner Disziplin liegen. In seinem neuen Buch *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation* (Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2009. 410 S., geb. 39,80 €) zeigt sich das besonders deutlich. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist das, was er »Hyperkooperativität« nennt, das heißt die dem Menschen eigentümliche Neigung zu Zusammenarbeit und Hilfsbereitschaft selbst dann, wenn ihm daraus kein – unmittelbarer – Nutzen entsteht oder eine – direkte – Aufforderung ergeht. Er weist darauf hin, daß die verbreitete Annahme, auch Menschenaffen neigten zu derartigem Verhalten, irrig sei. Seine eigenen und die Beobachtungen von Kollegen legen vielmehr den Schluß nahe, daß Primaten im allgemeinen nur dann kooperieren, wenn ihnen das individuelle Vorteile verschafft (und sei es nur Ruhe vor den bettelnden Artgenossen beim Fressen eines Leckerbissens) und daß sogar auf den ersten Blick als Gemeinschaftsaktionen erscheinende Tätigkeiten, wie etwa die Jagd der Horde, faktisch auf der Bündelung von Einzelaktionen beruhen, jedenfalls nichts mit kollektiver Planung und Organisation der Beuteteilung nach Prinzipien von »Gerechtigkeit« zu tun haben.

So groß die Nähe zwischen Schimpansen und Menschen in mancher Hinsicht sein mag: Der Affe hat nie ein vergleichbares Interesse an seinem Mitaffen wie der Mensch selbstverständlich an seinem Mitmenschen. »Geteilte Intentionalität« ist das, was Tomasello als Schlüssel zur Erklärung unserer Sonderstellung betrachtet. Unsere Fähigkeit, Vermutungen – *qua* »Rollentausch« – über die Gedankengänge und Gefühle der anderen anzustellen, versetzt uns auch in die Lage, eine fundamentale wesensmäßige Übereinstimmung zu begreifen, die den selbstverständlichen Hintergrund jeder menschlichen Kommunikation bildet. An einfachen Beispielen erklärt Tomasello, auf welche komplexe Menge an Selbstverständlichkeiten wir dauernd Bezug nehmen, um uns wechselseitig zu begreifen. Das erste dieser Mittel ist die Gestik, wobei auch diese »natürliche« Form der Kommunikation nur uns eigen ist, insofern als wir selbst simple Gesten – vor allem Zeigegesten – mit einem großen, in sich heterogenen, Informationsgehalt verknüpfen können und diese Fähigkeit schon als Kleinkinder erlernen.

Aufgrund der Möglichkeiten, die die Gestik bietet, sieht Tomasello in ihr den Ursprung der menschlichen Sprache, nicht in den Lauten, die unsere Vorfahren von sich gaben. Tiere nutzen Laute, wie er überzeugend darlegt, um rasche, aber unspezifische Reaktionen auszulösen. Sie sind wenig geeignet, eine geordnete Informationsfolge weiterzugeben. Das ändert sich erst, seitdem der Mensch begonnen hat, Gesten und Laute zu kombinieren und dann Gesten durch Laute zu ersetzen. Tomasello weist in dem Zusammenhang auch darauf hin, daß das für die menschliche Sprechfähigkeit zuständige Gen nach heutigem Wissen erst mit dem Erscheinen von *homo sapiens* auftrat.

Der Siegeszug der Sprache hängt wiederum mit zwei Aspekten zusammen, die zeigen, wie sehr man den »eigenen evolutionären Pfad« des Menschen als »Sonderweg« betrachten muß: Denn nicht nur, daß das Funktionieren der Sprache wiederum geteilte Intentionalität voraussetzt – also eine Menge an gemeinsamen Kenntnissen und Emotionen –, sie gibt uns überhaupt erst die Gewißheit, daß unsere nur sprachlich ausdrückbaren Vorstellungen von diesen Übereinstimmungen zur Geltung kommen. Etwas salopp hat Tomasello in einem Interview den Menschen definiert als »das Tier, das »wir« sagt«. »Wir« ist dabei etwas hoch Abstraktes, eine Einheit, die nicht durch primäre Bindungen – etwa Verwandtschaft zwischen Eltern und Kindern – begrenzt sein muß, die über

Raum und Zeit hinweg bestehen kann und sich für den einzelnen nur in Symbolen manifestieren mag. Noch die verblüffend große Zahl verschiedener Sprachen und damit die Tatsache, daß der Mensch die einzige Spezies ist, in der sich das Individuum nicht sicher mit dem bevorzugten Kommunikationsmittel allen anderen Individuen mitzuteilen vermag, erklärt Tomasello letztlich aus dem Bedürfnis, das eigene Wir von dem fremden Wir möglichst scharf abzugrenzen.

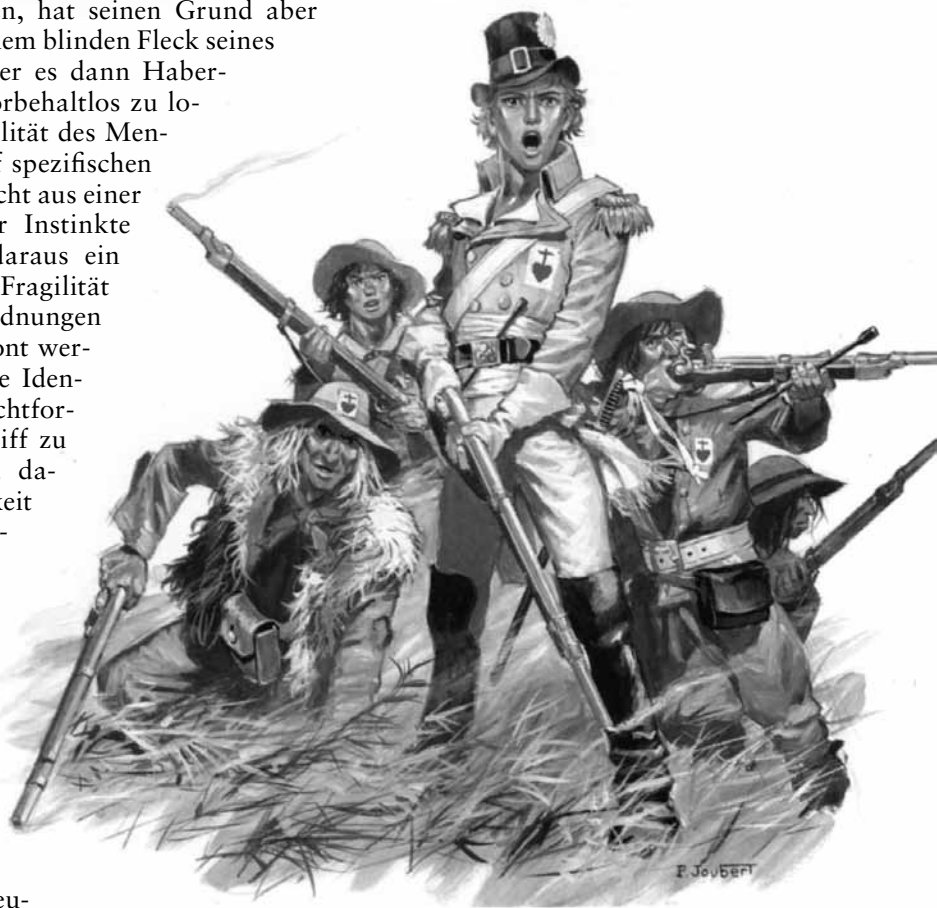
Die Fähigkeit zu sprechen hängt seiner Meinung nach wesentlich mit der Fähigkeit zu handeln zusammen, die wiederum setzt uns in den Stand zu imitieren, das heißt – nicht wie Menschenaffen sonst – auf das Ergebnis, sondern auf das Vorgehen selbst die Konzentration zu lenken. Eine Kompetenz, die uns weiter ermöglicht, zu lernen und zu tradieren, mithin Kultur zu schaffen. »Die menschliche Art von Kooperation«, heißt es bei Tomasello, habe »einzigartige Merkmale, die sich am deutlichsten in den kulturellen Institutionen des Menschen manifestieren, angefangen bei der Ehe über das Geld bis hin zur Regierung, die einzig wegen der kollektiven Praktiken und der Überzeugungen menschlicher Gruppen existieren.«

Wer bei dem Verweis auf »Sprache«, »Handlung«, »Kultur« und »Institution« an die Anthropologie Gehlens denkt, liegt in der Sache richtig, wird allerdings jeden Hinweis auf dessen Arbeiten vergeblich suchen. Das mag mit Tomasellos Herkunft aus den USA zusammenhängen, hat seinen Grund aber möglicherweise auch in einem blinden Fleck seines theoretischen Ansatzes, der es dann Habermas ermöglicht, ihn so vorbehaltlos zu loben. Denn wenn die Sozialität des Menschen ganz wesentlich auf spezifischen Leistungen beruht, also nicht aus einer Menge sicher aufrufbarer Instinkte folgt, dann ergibt sich daraus ein beunruhigendes Maß an Fragilität all dessen, was unsere Ordnungen ausmacht. Dann muß betont werden, daß unsere kollektive Identität von bestimmten »Zuchtformen« – um Gehlens Begriff zu benutzen – abhängt und davon, daß unsere Möglichkeit der Vergewisserung in bezug auf die Identität verknüpft ist mit Ritualisierung und Stabilisierungsanstrengungen verschiedener Art.

Ganz offensichtlich ist deshalb das Streben nach einer gewissen Homogenität der eigenen Gemeinschaft zwingend, gerade weil wir uns in »Pseudospezies« (Konrad Lorenz) organisieren müssen. Die können im je konkreten Fall, aber nicht prinzipiell beseitigt werden. Das heißt, wenn ich ein Kollektiv, das mir Verhaltenssicherheit *qua* Institutionen bietet, ablehne, und dieses Verhalten massenhaft wird, mag das zum Verschwinden dieses Kollektivs führen, aber es werden unbedingt andere an seine Stelle treten, wobei von Fall zu Fall zu klären ist, ob die besser leisten, was das erste Modell nicht zu leisten vermochte.

Es ergeben sich von hier aus viele weitere Fragen, die zu beantworten gar nicht Tomasellos Absicht ist. Das soll kein Vorwurf sein, ganz im Gegenteil. Seine Bücher sind nicht nur außerordentlich gut lesbar, sie erreichen auch etwas, was man nur von wenigen Lektüren sagen kann: sie regen zum Weiterdenken an und können dazu bewegen, sich mit Problemen auseinanderzusetzen, die sonst vielleicht unbemerkt bleiben würden.

Arnold Gehlen: *Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen*, zuletzt Frankfurt a.M. 2004.



Wir und Nicht-Wir unterscheiden. »Wenn ich angreife, folgt mir. Wenn ich fliehe, tötet mich. Wenn ich falle, rächt mich.« Henri de la Rochejaquelein und Kämpfer der Royalisten in der Vendée; Illustration von Pierre Joubert

Quo vadis Europa?

von Thomas Bargatzky

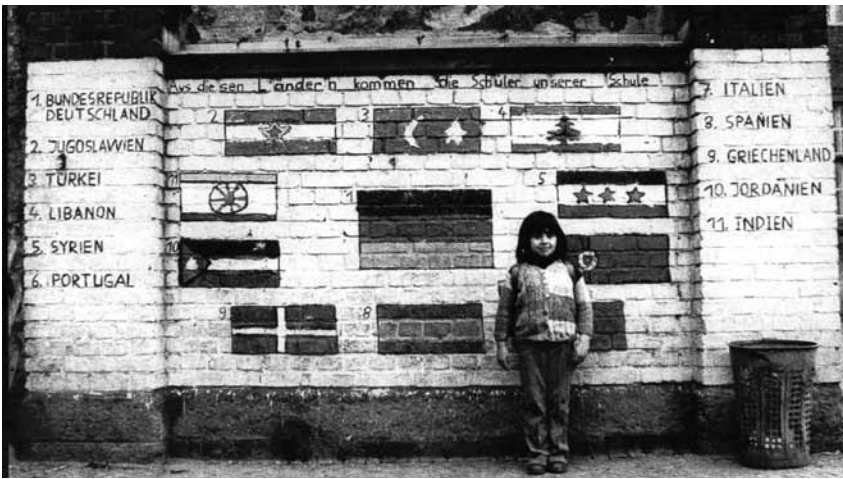
In seinen *Betrachtungen über die Französische Revolution* zitiert Edmund Burke die Worte eines Präsidenten der Französischen Nationalversammlung, Jean-Paul Rabaut Saint-Etienne: »... um das Volk glücklich zu machen, muß man es umschaffen, seine Ideen ändern, seine Gesetze ändern, seine Sitten ändern, die Sachen ändern, die Worte ändern ... alles zerstören, ja, alles zerstören, weil alles von neuem gebaut werden muß.« Der dies sagte, so Burke, »ward zum Präsidenten einer Versammlung erwählt, die nicht in einem Tollhause Sitzungen hielt und deren Mitglieder die Dreistigkeit hatten, sich für vernünftige Wesen auszugeben!«

Das englische Original des von Burke 1790 veröffentlichten Werkes trägt den Titel *Reflections on the Revolution in France*. Mit dem Titel seines 2009 erschienenen Buches *Reflections on the Revolution in Europe* verweist Christopher Caldwell auf Burkes konservatives Manifest, obwohl es im Text keine direkte Rolle spielt. Der subkutane Bezug ist jedoch klar: Wird Europa heute wiederum von seinen Eliten einer Umschaffung unterzogen?

Caldwell (geb. 1962) ist Journalist und leitender Redakteur (Senior Editor) der Zeitschrift *The Weekly Standard*. Seine Kolumnen und Beiträge erscheinen unter anderem in *Financial Times*, *The New York Times* und *The Washington Post*. Wo Burke, als Engländer, den Blick auf das Frankreich der Französischen Revolution richtet und den Epochenbruch dort mit scharfem Verstand und spitzer Feder analysiert, da richtet der Amerikaner Caldwell den Blick auf Europa. Beider »Betrachtungen« unterscheiden sich freilich sowohl in bezug auf das Ziel als auch die Anlage. Dient das Beispiel der Französischen Revolution Burke als Ausgangspunkt für die Entwicklung der allgemeinen Grundlagen einer konservativen Staats- und Gesellschaftsphilosophie, so will Caldwell Europas riskantes Experiment der Transformation durch Masseneinwanderung nach dem Zweiten Weltkrieg auf seine möglichen Folgen für Europas Identität hin untersuchen. Sein Blick ist wie der des Arztes, der seinem Patienten mit großer Sachkenntnis und in höchst sachlichem Ton die Diagnose stellt und ihn vor den möglichen oder wahrscheinlichen Folgen seines Lebens-

Edmund Burke:
*Betrachtungen über die
Französische Revolution*,
Aus dem Englischen
übertragen von Friedrich
Gentz, Zürich 1986, S. 317.

Christopher Caldwell:
*Reflections on the
Revolution in Europe.
Immigration, Islam and the
West*, New York etc. 2009.



Aufnahme vor einer Berliner Schule, Anfang der 1990er Jahre

wandels warnt. Sein Ton ist nüchtern, beinahe leidenschaftslos, seine Kritik gilt Europa und nicht eigentlich dem Islam. Diesen Umstand gilt es hervorzuheben, denn sollte Caldwell's faktengesättigtes, überaus informatives Buch in deutscher Übersetzung erscheinen, dann dürfte es bald von jenen als »islamfeindlich« denunziert werden, die eine sachliche Auseinandersetzung mit dem Thema »Europa und der Islam« nicht wünschen.

Caldwell beschreibt den Islam als expansive politische Kraft, die ihren Anhängern neues Selbstbewußtsein verleiht. Er kritisiert Europas intellektuelle Eliten, denen nach über zweihundert Jahren Säkularisation jegliches Verständnis für den Ernst einer durch die Religion geprägten Lebensform abhanden gekommen ist. Auch in diesem Punkt wird die Wahlverwandtschaft zwischen Caldwell und Burke deutlich, der schon 1790 über Frankreichs Intellektuelle schrieb: »Die neuen Lehrer ... prahlen unaufhörlich mit ihrem Geiste der Duldung. Daß die, welche keine einzige Religionsgemeinschaft achten, alle dulden, ist ein elendes Verdienst. Allgemeine Gleichgültigkeit ist nicht unparteiisches Wohlwollen.« Betrachtet man die bunte Szene der vom Islam hierzulande und außerhalb der deutschen Grenzen Faszinierten an den Universitäten, in Redaktionen und in der Politik, so kann man sich des Verdachts nicht erwehren, daß man es mit Leuten zu tun hat, denen ansonsten die Religion herzlich gleichgültig ist, ja die sich eher als »Verächter« der Religion hervortun. Insbesondere das Christentum wird in diesen Kreisen nicht sonderlich geschätzt, so daß auch ein moderner Schleiermacher hier auf verlorenem Posten stünde. Wie schizophren diese Haltung ist, macht gerade die diesen »neuen Lehrern« offenbar unbekannte Verehrung deutlich, die Muslime Jesus Christus als Vorläufer des Propheten Mohammed zollen.

Friedrich Schleiermacher:
*Über die Religion.
Reden an die Gebildeten
unter ihren Verächtern*
[1799], zuletzt 2004.

In der Abwendung von der eigenen Religion und dem Vakuum, das sie hinterläßt, sieht Caldwell einen Grund der Sympathie für den Islam. Seine Kritik richtet sich in diesem Zusammenhang auch gegen ein zaghaftes Christentum, das nicht mehr die Kraft hat, selbstbewußt auf seine eigenen Werte und seine Bedeutung als Grundlage von Europas Identität zu verweisen: »Wenn Europäer brauchen, was Muslime bringen ... schlug Europa dann eine falsche Richtung ein, als es seine Traditionen amputierte? Falls es so ist, ab wann wurde in die falsche Richtung gesteuert? Ab den 1960er Jahren? Oder den 1760ern? Und falls die Europäer ein neues Bedürfnis nach Religion verspüren, warum sollten sie sich denn dann von einer eingeschüchterten und verhöhnten Religion wie dem Christentum angezogen fühlen, dem es im Vergleich mit dem dynamischen, selbstgewissen und lebensnahen Islam an dem nötigen Chic fehlt?« Kein Wunder, daß solch ein Christentum nicht mehr konkurrenzfähig ist, meint Caldwell, der auch den hilflosen Vorwurf der »Rückwärtsgewandtheit« des »mittelalterlichen« Islam nicht gelten läßt: Der Islam sei »rückständig« in einer Zeit, in der der »Fortschritt« zunehmend in Zweifel gezogen wird. Man müsse kein Fanatiker oder »Fundamentalist« sein, um auf den Gedanken zu kommen, daß der Westen zu schnell zu weit »fortgeschritten« ist.

Die grüne und globalisierungskritische Bewegung wird von ähnlichen Sorgen und Zweifeln geplagt und flüchtet in den Multikulturalismus, aber Caldwell deckt die Widersprüche der Multikulturalitätsideologie auf. So wird einerseits die »Integration« der Einwanderer gefordert, andererseits die »Bereicherung« durch die multikulturelle Gesellschaft gefeiert. Wenn aber die Integration das Ziel ist, dann kann Bereicherung

ja nur das Weiterleben wie im Herkunftsland bedeuten, denn erst durch diese Diversität geschieht ja Bereicherung. Entweder wird Integration also bewußt mit »Bildung von Parallelkulturen« gleichgesetzt, oder man erkennt diesen Widerspruch erst gar nicht. Ähnliche Kritik am Multikulti-Konzept findet sich heute übrigens auch in weit links stehenden Zirkeln.

Europas Intellektuelle machten sich ferner Illusionen bezüglich der »Diversität« des Islam und seien nicht in der Lage, die Einheit hinter der Verschiedenheit seiner Erscheinungsformen zu erkennen: die eine Nation der ca. 1,2 Milliarden durch das Internet verbundenen Gläubigen (*umma*) weltweit. In den meisten Fällen, so Caldwell, besteht dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit eher *pro forma*, es vermag aber auch inbrünstig zum Ausdruck gebrachte Formen der Loyalität zu erzeugen.

Angesichts der Tatsache, daß Europas intellektuelle Eliten sich mehrheitlich als links verorten, staunt Caldwell über deren Unfähigkeit, zwischen individueller Assimilierung, Handel, Masseneinwanderung und der Entstehung von Parallelkulturen zu unterscheiden und die Auswirkungen des demographischen Wandels für Arbeitswelt und Wohlstand zu erkennen. Dabei sollte doch gerade der Linken der Zusammenhang zwischen Masseneinwanderung, dem Import eines industriellen Reserveproletariats und der Senkung des Lohnniveaus klar sein! Der Ruf nach Integration sei gerade in diesem Bezug illusionär, denn je schneller und gründlicher sich Einwanderer an die bestehende Gesellschaft angleichen und sozial aufsteigen, desto größer ist wiederum die Nachfrage nach neuen Einwanderern, die ihrerseits wieder als Lohndrücker herhalten müssen!

Daß Caldwell nicht einfach pauschal als Islamkritiker abgetan werden kann, macht sein Verständnis für die Probleme des modernen türkischen Staates deutlich. Immer wieder wird ja die Türkei wegen der Massaker an Armeniern während des Ersten Weltkrieges kritisiert. Es wird ihr vorgeworfen, die offene Auseinandersetzung mit dieser tragischen Phase ihrer Geschichte zu tabuisieren. Caldwell reiht sich jedoch nicht in den Chor der Türkei-Kritiker ein, sondern übernimmt sogar die Rolle eines um Verständnis werbenden Fürsprechers: Zu Beginn des 19. Jahrhunderts benutzten die europäischen Nachbarn der Türkei die Unterdrückung ihrer griechischen »Brüder« als Vorwand für das Auseinanderreißen des Osmanischen Reiches. Seit Jahrzehnten lautet daher ein Grundsatz des türkischen nationalen Denkens, daß die im Millet-System zutage getretene Toleranz gegenüber Fremden die wichtigste Waffe der Feinde des Reiches war; ja man ist sogar der Meinung, daß das Reich gerade wegen dieser Toleranz zugrunde ging!

Es ist einfach, meint Caldwell, nationalistische Mythen zu beklagen. Aber: Man sollte die geschichtliche Hintergrunderfahrung des Zusammenbruchs des Osmanischen Reiches verstehen, bevor man das Massaker an den Armeniern, Atatürks nationalistische Götzendienerei und die Unduldsamkeit gegenüber den Kurden verurteilt. Die Türken betrachten nämlich den heutigen Rest des ehemaligen Reiches gleichsam als das Erbteil ihres Volkes. Sie haben die Lehre aus der Geschichte gezogen, daß es gefährlich sein kann, unter welchen Umständen auch immer, anerkannte Minoritäten in den eigenen Grenzen zu haben. Im Grunde stellt Caldwell die Frage nach der Überlebensfähigkeit des laizistischen beziehungsweise säkularen Staates. Es ist keineswegs sicher, daß dieses europäische Modell auf Dauer Bestand hat. Die europäische Kultur sieht Caldwell jedenfalls im Niedergang begriffen. Seinem Verständnis nach geht es nicht darum, ob Europa sich gegen seine kulturelle Umwandlung wehren möchte, sondern darum, daß es keinen Grund mehr sieht, seine europäische Identität zu bewahren. Die Illusionslosigkeit, mit der Caldwell seinen Gegenstand behandelt, verläßt ihn auch bei den Worten nicht, die das Buch beschließen: »Wenn eine unsichere, formbare, relativistische Kultur auf eine gefestigte, selbstgewisse und durch einen gemeinsamen Glauben gestärkte Kultur trifft, dann ist es in der Regel die erstere, die sich an die letztere angleicht.«

Ein Buch wie *Reflections* konnte wohl nur von einem Autor veröffentlicht werden, der den tonangebenden akademischen Eliten Europas und der USA fernsteht. Seine Thesen fordern zu einer ernsten und offenen Auseinandersetzung heraus, für die in Deutschland jedoch derzeit wohl kaum eine Chance besteht. Im Klima der politisch korrekten Gesinnungsüberwachung, das sich derzeit wie Mehltau über das geistige Leben in Medien, Parteien und Universitäten legt, würde auch gegen Caldwell sofort die Faschismuskeule geschwungen werden.

Trutz von Trotha: *Die Zukunft liegt in Afrika. Vom Zerfall des Staates, von der Vorherrschaft der konzentrischen Ordnung und vom Aufstieg der Parastaatlichkeit*, in: *Leviathan* 28 (2000), S. 253–279.

Autoren dieses Heftes

Prof.Dr. Thomas Bargatzky, 1946, studierte Ethnologie, Soziologie, Philosophie und Altamerikanistik und ist promoviert als Ethnologe. Seit 1990 Professor für Ethnologie an der Universität Bayreuth.

Mythos, Weg und Welthaus. Erfahrungsreligion als Kultus und Alltag, Münster 2007

Nico Colmer, 1967, bereist regelmäßig den Nahen und Mittleren Osten sowie den südlichen Kaukasus. Sonst lebt und arbeitet er in München.

Thorsten Hinz, 1962, studierte Germanistik in Leipzig, war 1997/98 Kulturredakteur der Wochenzeitung *Junge Freiheit*, seither freier Autor in Berlin, 2004 Gerhard-Löwenthal-Preis.

Zurüstung zum Bürgerkrieg, Schnellroda 2008

Das verlorene Land. Aufsätze zur deutschen Geschichtspolitik, Berlin 2008

Ellen Kositzka, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.

Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).

Provokation, Schnellroda 2007

Joachim Fernau. Leben und Werk in Texten und Bildern, Schnellroda 2009 (hrsg. zusammen mit Erik Lehnert)

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie.

Die Existenz als Grenze des Wissens. Grundzüge einer Kritik der Philosophischen Anthropologie bei Karl Jaspers, Würzburg 2006

Joachim Fernau. Leben und Werk in Texten und Bildern, Schnellroda 2009 (hrsg. zusammen mit Götz Kubitschek)

Frank Lisson, 1970, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie in Würzburg und München. Er schreibt Sachbücher, Romane, Features und Hörspiele mit dem Schwerpunkt Kulturphilosophie.

Homo Absolutus. Nach den Kulturen, Schnellroda 2009

Oswald Spengler. Philosoph des Schicksals, Schnellroda 2005

Johann Ludwig, 1988, ist Fahnenjunker im Bataillon für Operative Information und derzeit fern der Heimat tätig.

Felix Menzel, 1985, studiert Medien- und Kommunikationswissenschaft, Politik und BWL in Halle/Saale. Verantwortlicher Redakteur von www.blauenarzisse.de.

Medienrituale und politische Ikonen, Schnellroda 2009

Johannes Schüller, 1986, Studium der Germanistik und Geschichte. Redakteur beim Onlinemagazin *BlaueNarzisse.de*.

ImPulse – Gedichte, Chemnitz 2007

Rainer Waßner, 1944, nach kaufmännischer Berufstätigkeit Studium der Wirtschaftswissenschaften, Soziologie, Ethnologie und Philosophie in Hamburg. Von 1977 bis 2002 Wissenschaftlicher Angestellter und Lehrbeauftragter an der Universität Hamburg. Seitdem freier Publizist im Bereich Religion, Literatur und Gesellschaft.

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.

Post-Demokratie, Schnellroda 2009

Faschismus. Eine Klarstellung, Schnellroda 2009

Leitbegriffe, Band I des *Staatspolitischen Handbuchs*, hrsg. von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2009

Parrhesia – Brisanz der freien Rede

von Frank Lisson

Die Perser, heißt es bei Herodot, seien besonders für drei Dinge bekannt: »Reiten, Bogenschießen und die Wahrheit sagen.« Doch was hat das letzte mit den beiden anderen zu tun? – Aus allen drei Fähigkeiten spricht der Mut zur »Offensive«. Ferner ist die Wahrheit, wie der Pfeil, gradlinig und zielgerichtet, beide können verletzen, ja töten. Daher fordert es eine bestimmte Entschlossenheit, sich aufs Pferd zu setzen, den Bogen zu spannen, oder wahr zu sprechen.

Herodot: *Historien*.

»Wahrheit reden und gut mit Pfeilen schießen, ... – Versteht man mich?« fragt Nietzsche. »Die Selbstüberwindung der Moral aus Wahrhaftigkeit, die Selbstüberwindung des Moralisten in seinen Gegensatz.« Diese Forderung wird immer dann laut, wenn sich eine Gesellschaft in ihren eigenen moralischen oder politischen Widersprüchen verstrickt, aus denen sie keinen Ausweg findet und deshalb gezwungen ist, den offenkundigen Selbstbetrug um des eigenen Machterhalts willen aufrechtzuerhalten.

Friedrich Nietzsche,
Ecce homo, Kritische Gesamtausgabe, Band 6.

Solche Zustände begegnen in der Geschichte der Staaten immer wieder, und auch die Griechen haben sie schon gekannt. Sie wußten, daß die »Wahrheit an sich« als philosophisches Phänomen und die Tätigkeit des Wahrsprechens zwei durchaus verschiedene Dinge sind. Aber gerade daraus speiste sich ihr philosophischer Eros, der immer dann wirksam wird, sobald sich Menschen denkend gegen die eigenen natürlichen Funktionsweisen erheben.

Denn obwohl es selbstverständlich zu sein scheint, die »Wahrheit« als Wert über die »Lüge« zu stellen, besteht doch ein ambivalentes Verhältnis zu ihr, was sich eben besonders darin zeigt, daß wir ständig mit Situationen konfrontiert werden, in denen der Gebrauch der Wahrheit, also das Wahrsprechen, gerade nicht angebracht ist.

Dieser Widerspruch muß zum Protest reizen. Besonders in Gesellschaften, deren Selbstverständnis darauf beruht, »freie« und der »Wahrheit verpflichtete« Gesellschaften zu sein. Jede demokratische Verfassung ist eben deshalb »demokratisch«, weil sie den Angehörigen des »Demos« garantiert, durch »freie Rede« am Willen und damit an der Gestaltung des

Gesamten mitwirken zu können. Was in der antiken (griechischen) Demokratie sogar als »Pflicht« verstanden wurde, blieb der modernen immerhin als unveräußerliches »Recht« erhalten.

Dennoch sind sich alle unvoreingenommenen Beobachter stets darüber im klaren gewesen, daß es einen Staat, in dem ein freies, durch den Willen zur Wahrheit geschütztes Spiel der Meinungen herrscht, faktisch nicht gibt und wohl auch nie geben wird. Weil jedes Milieu über »eigene Wahrheiten« verfügt und diese gegen andere verteidigt, die Demokratie aber ihrem Wesen nach von sich behauptet, keine Wahrheit zu unterdrücken, wurde dieser Konflikt, soweit wir wissen, in den antiken Demokratien, und zwar in Athen, zuerst problematisiert. Unter den Philosophen kam folgende Frage auf: Wer hat das Recht oder sogar die Pflicht, die Wahrheit zu sagen? Denn die Qualität eines Menschen wie die eines Staates verriet sich für den Hellenen darin, in welchem Verhältnis er zur Wahrheit steht.

Die Griechen umschrieben das Vermögen, frei zu sprechen und die Wahrheit zu sagen, mit dem Begriff *Parrhesia*, der sich aus *pan* (alles) und *rhema* (das Gesagte) zusammensetzt. Wer *Parrhesia* gebraucht, zeigt den Mut, wirklich alles zu sagen, was er im Sinn hat. Welche grundsätzlichen Schwierigkeiten eine solche Haltung mit sich bringt, liegt auf der Hand: Niemand, weder ein staatstragendes Machtmilieu noch ein einzelner läßt sich gern von einem Wahrsprechenden unangenehme Dinge sagen. Doch natürlich meint der Mut, »alles zu sagen«, nicht den Aufruf zur Denunziation, zum Verrat oder zur Entblößung von Persönlichem, sondern »weise« von der Wahrheit Gebrauch zu machen, das heißt zum Beispiel der Verführungskraft zur Heuchelei und zum Selbstbetrug zu widerstehen.

Zwar verlangen Menschen im allgemeinen nach Wahrheit, aber zu meist nur so lange, wie diese ihnen nützt. Denn jeder soziale Verband hält sich durch ein Geflecht aus Vorteils- und Funktionslügen zusammen, an denen teilnehmen muß, wer sich nicht isolieren will. Deshalb entscheiden – im Staatlichen wie im Privaten oder Beruflichen – stets diejenigen, die über andere Macht ausüben, darüber, wieviel Wahrheit im Umgang miteinander zugelassen wird.

Dem Wahrsprechenden, dem *Parrhesiastes*, fällt nun die Rolle zu, die Grenzen des Sagbaren auszutarieren. Er betreibt ein »parrhesiastisches Spiel«, indem er die üblichen Umgangsregeln unterläuft, jedoch mit dem Ziel, den Angesprochenen auf ein Fehlverhalten hinzuweisen oder ihn von einer falschen Entscheidung abzubringen. Dadurch setzt er sich immer der Gefahr aus, selber an Ansehen zu verlieren. Das Gegenstück zum *Parrhesiastes* ist der Schmeichler, der jedem das Wort redet, um es sich mit niemandem zu verderben und überall beliebt zu bleiben.

Über das Wesen der *Parrhesia* hat der französische Philosoph Michel Foucault ein paar sehr erhellende Bemerkungen gemacht. In der Vorlesung *Diskurs und Wahrheit*, die er 1983 an der Universität von Berkeley/Kalifornien hielt, stellte er folgende Definitionen auf:

Michel Foucault: *Diskurs und Wahrheit*, Berlin 1996.

1. Der *Parrhesiastes* handelt aus seiner *Gewissenspflicht* heraus. Er hätte auch schweigen können, da ihn niemand dazu gezwungen hat, die Wahrheit zu sagen. Wird er hingegen gezwungen, weil man ihn unter Druck setzt oder gar foltert, handelt er nicht als *Parrhesiastes*, da er nicht von sich aus Wahrheit spricht. »Das »parrhesiastische Spiel« setzt voraus, daß der *parrhesiastes* jemand ist, der die moralischen Qualitäten hat, die erstens erforderlich sind, um die Wahrheit zu kennen, und zweitens, um eine solche Wahrheit anderen zu vermitteln.«
2. Der *Parrhesiastes* befindet sich notwendig in einer unterlegenen sozialen Position. Wenn ein Schüler gegenüber seinem Lehrer, ein Angestellter gegenüber seinem Chef, ein Untertan gegenüber dem Souverän Wahrheit spricht, handelt er als *Parrhesiastes*, umgekehrt nicht. Denn:
3. Er darf keine Kontrolle über die Wahrheit ausüben, die ihn vor Sanktionen schützt. »Weil der *parrhesiastes* ein Risiko eingehen muß, indem er die Wahrheit spricht, kann der König oder der Tyrann im allgemeinen *parrhesia* nicht gebrauchen, denn er riskiert nichts.« (Foucault, S. 15) Folglich kann die Wahrheit des *Parrhesiastes* niemals die »herrschende« oder die Wahrheit der Mehrheit sein. Deshalb weist Foucault noch auf einen weiteren Aspekt hin,

der insbesondere das Verhältnis der Demokratie zur Wahrheit beleuchtet. Wer in der Demokratie wirksam Wahrheit sprechen will, muß dazu die Gelegenheit bekommen, das heißt, er muß »Bürger« sein, um in der Versammlung der »Bürger« sprechen zu dürfen. Nimmt jedoch ein »Bürger« dieses Recht tatsächlich in Anspruch, läuft er Gefahr, dieses Recht zu verlieren, indem er nämlich kurzerhand aus der Versammlung ausgeschlossen wird. »So war es eine geläufige juristische Situation, daß athenische Führer nur deshalb verbannt wurden, weil sie etwas vorschlugen, dem die Mehrheit sich widersetzte, oder sogar nur, weil die Versammlung dachte, daß der starke Einfluß einiger Führer ihre eigene Freiheit beeinträchtigen würde. Und so war die Versammlung auf diese Weise vor der Wahrheit »geschützt«. Das ist der institutionelle Hintergrund von »demokratischer *parrhesia*«.« – Die Bürger sprechen so, wie es die Versammlung von ihnen erwartet, denn sie haben sich dahingehend erzogen. Bei der »monarchischen *Parrhesia*« liegen die Dinge dagegen ein wenig anders. Dort ist der *Parrhesiastes* ein (idealerweise völlig unabhängiger) Berater, der »dem Souverän ehrliche und hilfreiche Ratschläge gibt.«

In den antiken Quellen finden sich zwei Verwendungen von »demokratischer *Parrhesia*«, eine positive und eine negative. Die positive bezeichnet, wie beschrieben, das Recht und die Möglichkeit, Wahrsprechen zu praktizieren. Im negativen Sinne bedeutet »alles sagen dürfen« soviel wie »schwätzen«: jeder hat das Recht, allen gegenüber irgend etwas zu sagen, also auch Banales und Dummes. Aufgrund des oben geschilderten Wesens der Demokratie läuft die demokratische *Parrhesia* beinahe zwangsläufig darauf hinaus: aus der theoretisch bestehenden »Redefreiheit« wird *praktisch* die Freiheit des leeren Geredes. So wie jüngst ein Telekommunikationsunternehmen warb: »Mehr Redefreiheit: Deutschland quatscht sich leer« – Flatrate von T-Mobile. Deshalb kommt Foucault, unter Berufung auf die antiken Autoren, zu dem Schluß, daß es »echte *parrhesia*, *parrhesia* in ihrem positiven Sinn«, dort nicht gibt, »wo es Demokratie gibt.«

Denn wer ist in der modernen Demokratie »Bürger«, das heißt, wer darf in der »Versammlung« sprechen und wer nicht? »Bürger« dieser Art und damit in der Lage, wirksam vor der »Versammlung«, also »öffentlich hörbar« zu sprechen, ist, wer der politischen oder kulturellen Klasse angehört. Um in sie aufgenommen zu werden, muß man aber eine bestimmte Gesinnung und die Bereitschaft nachweisen, die »herrschenden Wahrheiten« unumschränkt anzuerkennen. Anderenfalls bleibt man gewissermaßen in der »Verbannung«, jedenfalls wird man von der »Versammlung« ignoriert, also ausgeschlossen, und hat folglich keine Möglichkeit, in die bestehende Wirklichkeit einzugreifen. Wagt es dagegen einer von den »Bürgern«, also einer von denen, die »drin« sind, sich gegen die »Versammlung« zu stellen, indem er sie mit anderen Wahrheiten konfrontiert, endet er wie Eva Herman oder Thilo Sarrazin.

Und das hat folgenden Grund: Wer als *Parrhesiastes* Wahres spricht, redet von Wirklichkeiten, die – unter den gegebenen Umständen – eben nicht real sind, da sie sich gegen das Bestehende richten. Dieses scheinbare Paradox löst sich auf, wenn man bedenkt, daß »Wahrheit keine Eigenschaft der Wirklichkeit« ist, »sondern eine Eigenschaft des Verhältnisses, das ich zu ihr einnehme.« – Und genau darauf kommt es an: in welchem Verhältnis steht man zur herrschenden Wahrheit? Denn die Wirklichkeit ist weder »wahr« noch »falsch«, sie ist bloß das Vorhandene, das sich verschieden deuten läßt, je nachdem, welchen Standpunkt man ihm gegenüber einnimmt. Verspricht eine Sache Vorteile oder bin ich ihr emotional verbunden, bewerte ich sie für gewöhnlich moralisch ganz anders, als wenn sie mich persönlich nicht berührt oder mir sogar schadet. Der Standpunkt des *Parrhesiastes* muß daher außerhalb dieser rein menschlichen Wertung liegen. Er strebt nach Objektivität, was nur dann funktionieren kann, wenn er nicht selber Teil der bestehenden Wirklichkeit ist. Verläßt er also diese Wirklichkeit, indem er ihr widerspricht, wird er ihr bald auch personell nicht mehr angehören: seine »Redefreiheit als Demokrat« ist verwirkt.

Der *Parrhesiastes* hat eine übergeordnete Beziehung zur »herrschenden Wahrheit« und also eine spezielle zu sich selbst. Denn er nimmt das Wahrsprechen wichtiger als den persönlichen Vorteil. »Er bevorzugt sich

Rüdiger Safranski:
*Wieviel Wahrheit braucht
 der Mensch? Über das
 Denkbare und das Lebbare,*
 zuletzt München 2005.

selber als Wahrheits-Sprecher gegenüber sich selber als einem Lebewesen, das zu sich selber unehrlich ist«, wie Foucault sagt. Daher trifft man den Mut zum Wahrsprechen vor allem bei Menschen an, die wenig oder nichts zu verlieren haben. Denn wer »gewinnen« will – sei es Sympathie oder Materielles – muß lügen, schmeicheln oder wenigstens schweigen können. Jedenfalls darf er auf das Wahrsprechen nicht bestehen, sondern muß ihm gegenüber flexibel bleiben, um nicht gegen seine eigenen Interessen zu verstoßen. Denn das Interesse der menschlichen Natur ist nicht »die Wahrheit zu sagen«, sondern »gut zu leben« und vor allem zu überleben. So kommt es, daß Menschen, denen »nicht mehr viel passieren kann« und die dadurch eine gewisse Unabhängigkeit erlangt haben (etwa, wenn sie pensioniert sind), sehr häufig ein anderes Verhältnis zur »herrschenden Wahrheit« einnehmen als jene, die noch »voll im Leben stehen«.

Die wohl bekanntesten und konsequentesten Wahrsprecher der klassischen Antike waren Sokrates und Diogenes von Sinope. Beide konnten nur deshalb Parrhesia praktizieren, weil sie stets bedürfnislos blieben und niemals »gesellschaftsfähig« wurden. Diogenes lebte buchstäblich wie ein Hund, was ihm und später seinen Nachfolgern den Namen »Kyniker« einbrachte, woraus sich wiederum das Wort »Zyniker« ableitet, denn tatsächlich war Diogenes ein großer Zyniker. Er verachtete die natürliche Verlogenheit und die Selbstbetrügereien der Menschen, und als man ihn fragte, was das Schönste sei, antwortete er: »das freie Wort.«

Sokrates wurde zeitlebens wegen seines konsequenten Strebens, Wahrheit zu ergründen, verspottet und nicht selten auf der Straße »unsanft angefaßt und zerzaust und meist verächtlich behandelt und verlacht« (Diogenes Laertius). Von Vertretern des Athener »Kulturbetriebs«, wie dem Komödienschreiber Aristophanes, wurde er öffentlich lächerlich gemacht. Schließlich kam es zu Verleumdungskampagnen, die bekanntlich im Todesurteil durch die Versammlung gipfelten.

Nun entspricht es der natürlichen Verlogenheit und Selbstbetrügerei des Menschen, so manchen Unangepaßten, den man zuvor zum Schweigen gebracht hat, alsbald zu loben und zu ehren, nachdem er gestorben ist und einem die Wahrheit nicht mehr ins Gesicht sagen kann. – So bekam auch Sokrates in Athen wenig später von derselben politischen Klasse, die ihn, wenngleich widerwillig, töten ließ, seine eherne Bildsäule.

Wie also umgehen mit der Tugend des Wahrsprechens, wenn man um die Schwierigkeiten weiß? Wenn man weiß, daß jede soziale Gemeinschaft in einem bestimmten Maß zum Verzicht auf Wahrhaftigkeit verpflichtet, um ihr Funktionieren zu gewährleisten? Wenn es sich in der modernen Demokratie auch deshalb so komfortabel leben läßt, weil das Wahrsprechen in ihr keinen Wert an sich darstellt? Wenn man überall auf genuine Heuchelei trifft, die keine sein will: eine Heuchelei, die gesellschaftstragend und tief in den Köpfen verankert ist und in der folgerichtigen, da selbstverhöhrenden Werbefloskel der *BILD*-Zeitung ihren grotesken Höhepunkt findet: »Jede Wahrheit braucht einen Mutigen, der sie ausspricht.« – »Wahrheit reden und gut mit Pfeilen schießen« sind Fähigkeiten, die dort enorm an Prestige verlieren, wo die Bereitschaft zum Betrug zur Bedingung guter Staatsbürgerschaft geworden ist.

Am Ende seiner Vorlesung *Diskurs und Wahrheit* stellt Foucault die Frage: »Warum brauchen wir in unserem persönlichen Leben einige Freunde, die die Rolle des *parrhesiastes*, des Wahrsprechers spielen?« – Vielleicht, damit wir immer wieder zum Blick in den Spiegel gezwungen werden, der uns (wenigstens) über unsere Funktionsweisen erröten läßt?



*Pfeil und Wahrheit – gradlinig und zielgerichtet.
– Franz von Stuck,
Bogenschütze*

*Diogenes Laertius: Leben
und Meinungen berühmter
Philosophen, VI, 69.*

Luftkrieg und Literatur

von Thorsten Hinz

Im Spätherbst 1997 hielt der Schriftsteller W. G. Sebald in Zürich mehrere Vorlesungen über das Thema »Luftkrieg und Literatur«. Er leitete sie mit der Feststellung ein, daß die Luftangriffe auf deutsche Städte im Zweiten Weltkrieg ohne Echo in der deutschen Nachkriegsliteratur geblieben waren, obwohl sie ein kollektives Trauma bildeten: Millionen hatten sie durchlitten, Hunderttausende waren getötet worden, und mehr als alles andere hatten sie das Antlitz des Landes deformiert. Überdies markierten sie einen geistigen und kulturellen Einschnitt: »Ein passioniertes Interesse an unseren früheren Lebensformen und Spezifika der eigenen Zivilisation, wie es etwa in der Kultur Großbritanniens überall spürbar ist, kennen wir nicht.«

In der Diskussion, die sich daran anschloß, wurde der blinde Fleck heftig bestritten. Doch gemessen an der Wucht des Ereignisses, konnten nur wenige Gegenbeispiele angeführt werden. Gewiß, es gab die Tagebücher und den Bericht *Der Untergang* von Hans Erich Nossack, der den Vernichtungsangriff auf Hamburg im Juli 1943 erlebt hatte. Gert Ledigs *Vergeltung*, ein vergessener Roman aus den fünfziger Jahren, von dem noch die Rede sein wird, erlebte eine verdiente Renaissance. Im Roman *Die Bertinis* von Ralph Giordano wird in panischen Bildern gleichfalls vom Angriff auf Hamburg berichtet. Andere Werke haben wenigstens mittelbar mit dem Bombenkrieg zu tun. Heinrich Bölls frühe Erzählungen spielen in zerbombten Trümmerlandschaften. Gleiches gilt für Erzählungen von Anna Seghers, die sie nach der Rückkehr aus dem mexikanischen Exil 1947 verfaßte und in denen der Vergleich der äußeren mit den Trümmern im Innern der Menschen einen durchgehenden Topos bildet. Der Roman *Wem die Steine Antwort geben* von Hildegard Maria Rauchfuß spielt im zerstörten Dresden. Die Mitarbeit am Wiederaufbau des Zwingers führt eine Bürgertochter zu der Entscheidung für die DDR. Inzwischen müßte noch auf jeden Fall Walter Kempowskis *Echolot* hinzugefügt werden. Doch keines der deutschen Prosawerke hat eine Bekanntheit wie der Roman *Schlachthof 5* des Amerikaners Kurt Vonneguts erlangt.

W. G. Sebald: *Luftkrieg und Literatur*, München/Wien 1999.

Hans Erich Nossack: *Die Tagebücher 1943–1977*, Frankfurt a. M. 1997.

Hans Erich Nossack: *Der Untergang*, (1948), zuletzt Frankfurt a. M. 1996.

Ralph Giordano: *Die Bertinis*, Frankfurt a. M. 1982.

Hildegard Maria Rauchfuß: *Wem die Steine Antwort geben*, Halle 1953.

Vonnegut hatte als Kriegsgefangener im Keller eines Schlachthauses den Angriff auf Dresden miterlebt.

Was ist die Ursache der dichterischen Abstinenz? Sebald: »Das nahezu gänzliche Fehlen von tieferen Verstörungen im Seelenleben der deutschen Nation läßt darauf schließen, daß die neue bundesrepublikanische Gesellschaft die in der Zeit ihrer Vorgeschichte gemachten Erfahrungen einem perfekt funktionierenden Mechanismus der Verdrängung überantwortet hat, der es ihr erlaubt, ihre eigene Entstehung aus der absoluten Degradation faktisch anzuerkennen, zugleich aber aus ihrem Gefühlshaushalt völlig auszuschalten, wenn nicht gar zu einem Ruhmesblatt im Register dessen zu machen, was man erfolgreich und ohne ein Anzeichen innerer Schwäche alles überstanden hat.« Das ist eine Paraphrase des BRD-Klassikers *Die Unfähigkeit zu trauern* von Margarete und Alexander Mitscherlich. Sie erklärten die emotionale Teilnahmslosigkeit der Nachkriegsgesellschaft damit, daß die nationalsozialistische Dehumanisierung weitgehend verinnerlicht worden war. Die Deutschen konnten sich, so die These, keine Trauer um eigene Verluste und Leiden gestatten, weil sie auch ihre Verstrickung in die nationalsozialistischen Verbrechen, aus denen ihr Leid hervorgegangen war, verdrängten und beschwiegen.

Die von Sebald erwähnte Degradation war die ins Körperliche eingesenkte totale Niederlage. Der Bombenkrieg führte zur faktischen Terminiexistenz Millionen Deutscher. Es war weniger Verhärtung als natürliche Scham, die ein Schweigen darüber gebot. Zudem legten die außen- und bündnispolitischen Konstellationen im Kalten Krieg nahe, sich nicht auf die Erinnerung an den Bombenkrieg zu kaprizieren. Die Mächte, die Deutschland eben noch bombardiert hatten, gewährten der Bundesrepublik nun Schutz vor der Sowjetunion. Daraus ergaben sich Bündnisverpflichtungen politischer und moralischer Art, die faktisch auf ein Trauerverbot hinausliefen. Es empfahl sich, die eigene Trauer wenigstens für die Öffentlichkeit auf Eis zu legen oder sukzessive die Lesart des Siegers zu übernehmen.

Und schließlich: Welchem Schriftsteller wäre es erlaubt worden, mit Büchern über den Bombenkrieg Karriere zu machen? Sebald weist selber darauf hin, daß die Autoren der »inneren Emigration« nichts darüber schrieben, weil eine wirklichkeitsnahe Schilderung des Grauens sie bei den Alliierten in Mißkredit gebracht hätte. Er spricht von einer »so gut wie restlos diskreditierten Gesellschaft«, die gehemmt und befangen war, »weil ein Volk, das Millionen von Menschen in Lagern ermordet und zu Tode geschunden hatte, von den Siegermächten unmöglich Auskunft verlangen konnte über die militärische Logik, die die Zerstörung der deutschen Städte diktierte«.

Sehen wir einmal vom impliziten Kollektivschuld-Vorwurf ab. Ein Schuldgefühl war zweifellos verbreitet in Deutschland. Der Lübecker Pfarrer Karl Friedrich Stellbrink nannte in seiner Predigt zum Palmsonntag 1942 den Angriff auf die Stadt vom Vortag ein Gottesgericht (was er mit dem Leben bezahlte). Die Berliner Journalistin Ruth Andreas-Friedrich, die einer Widerstandsgruppe angehörte und untergetauchte Juden versorgte, führte in dieser Zeit ein Tagebuch, das sie stets mit in den Luftschutzkeller nahm und das nach dem Krieg unter dem Titel *Der Schattenmann* veröffentlicht wurde. Darin werden die Bombenangriffe sehr plastisch geschildert und zugleich ein Schuldzusammenhang hergestellt. Am 28. Februar 1943, an einem Sonntag, hält sie die Verhaftung von Berliner Juden fest. Zwei Tage später notiert sie: »Die Engländer haben die Untat gerächt. Mit einem Großangriff auf Berlin, wie er bisher nicht seinesgleichen sah. 160.000 Menschen, sagt man, sind obdachlos geworden. Es brennt in der Stadt und in allen West- und Südwestvororten. Schwefelgelb raucht die Luft. (...) Kaum einer versteht, daß die Folge von heute der Anlaß von gestern sein kann. Der Anlaß Coventry, der Anlaß Dünkirchen, der Anlaß Judengreuel, Städte ausradieren und Konzentrationslager. Der Besen, der Deutschland judenrein kehrt, will nicht mehr in die Ecke zurück. Und die Geister, die man rief, die wird man nun nicht los.« Hier ist die Mystifikation der Vergeltungslogik in ihrer ganzen Verwirrung auf den Punkt gebracht. Die Industriestadt Coventry mit ihren Fahrzeug- und Flugmotorenwerken sowie den Munitionsfabriken war am 14. November 1940 Ziel eines deutschen Luftangriffs, bei dem drei Viertel der über die Stadt verteilten Industrie zerstört wurden. 568 Men-

Kurt Vonnegut:
*Schlachthof 5 oder
Der Kinderkreuzzug*,
Hamburg 1970.

Ruth Andreas-Friedrich:
*Der Schattenmann.
Tagebuchaufzeichnungen
1938–1945*,
Frankfurt a. M. 1947.

schen kamen ums Leben – ein Ausmaß, das vom *moral bombing* der Briten gegen die deutsche Zivilbevölkerung weit übertroffen wurde. Und im nordfranzösischen Dünkirchen war im Frühjahr 1940 die britische Expeditionarmee durch einen Haltebefehl Hitlers in die Lage versetzt worden, sich über den Kanal nach England zu retten. Den Briten wurde so eine schmachvolle Niederlage erspart, vielleicht um ihnen einen gesichtswahrenden Friedensschluß zu ermöglichen.

Luise Rinser: *Der schwarze Esel*, Frankfurt a. M. 1975.

Die verquere Logik findet sich auch in Luise Rinsers Roman *Der schwarze Esel*. Rinser war 1984 von den Grünen als Kandidatin für das Amt des Bundespräsidenten aufgestellt worden. 1944 hatte man sie wegen defätistischer Äußerungen verhaftet, weshalb sie den Ruf einer Widerständlerin genoß. Im *Schwarzen Esel* ist von einem Pfarrer die Rede, der in seiner Kirche von einer Bombe getötet wurde. Eine Gedenktafel vermerkt, daß er starb, während er für die Rettung der Stadt betete. Im Verlauf der Handlung ergibt sich jedoch, daß er wahrscheinlich für die Vernichtung der Stadt betete, und zwar in der Nachfolge eines Fluchs, den eine deportierte Jüdin ausgestoßen hatte. Als Luise Rinser Mitte der achtziger Jahre zu einem Vortrag in Leipzig weilte, fragte ich sie nach dem beabsichtigten Inhalt des Gebets. Sie sagte sehr klar: »Feuer auf diese Stadt!« Jahre später stellte sich heraus, daß Rinser auf Hitler ein Huldigungsge-dicht verfaßt hatte. Aus solchen »Jugendsünden« entsteht oft das Bedürfnis, sich nachträglich desto vehementer auf die Seite zu stellen, die moralisch und historisch als die richtige galt.

Jörg Friedrich: *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945*, München 2002.

Das – neben Gert Ledigs – beste Belletristik-Werk zum Thema ist Jörg Friedrichs *Der Brand*, obwohl es sich um ein Sachbuch handelt. Sein Erfolg verdankt sich wesentlich seiner Erzählweise, die von Kritikern als »reißerisch« bezeichnet worden ist: Ein abwegiger Einwand, denn Friedrich war etwas gelungen, was normale Wissenschaftsprosa nicht erfüllen konnte: Er schuf Empathie, Einfühlung, indem er Ablauf und Wirkung der Bombardements in die narrativen Strukturen einsenkte. Das Stakkato der kurzen Sätze steht für die dichte Sequenz der Einschläge, die gestauchte Syntax für ihre Wucht: Die Bombe »zerstört Materie, Stein, Gestell, Körper.« Die Bedrohung am Himmel heißt »Bomber Command«. Der Begriff meint zum einen das britische Oberkommando über die Bomberflotte als Ganzes (und seinen wohl berühmtesten Oberbefehlshaber Arthur Harris), aber auch die jeweiligen Bomberpuls im Anflug auf deutsche Städte. Mit diesem metonymischen Verfahren wird herausgestellt, daß der Luftkrieg von Individuen befohlen und betrieben wurde, die zugleich Teil eines zwanghaften Zusammenhangs waren, der sie entpersonalisierte. Das Mechanische und Entmenschte des Vorgangs, die Abwesenheit von Moral, ist in jedem Satz gegenwärtig. Bei der Beschreibung der Städte und ihrer baulichen Schönheiten läßt Friedrich den Tonfall der Elegie anklingen. Elegien sind Totenklage, aber auch Beschwörung von Ideen, die die materiellen Verluste überdauern. Friedrichs Buch ist sprachlich beeindruckend und viel mehr als ein Geschichtsbuch, eine bittere »Comédie humaine«. Im Nachfolgebuch, dem Fotoband *Brandstätten*, hat er dieses Niveau nicht mehr erreicht. Um der Wirkung der grausamen Bilder zu entsprechen, versuchte er die Sprache in noch suggestivere Höhen zu schrauben, aus der sie jedoch in das seichte Gewässer falscher Metaphern abstürzt. Der Abwehrschirm aus Radaranlagen, Abfangjägern und Scheinwerferbatterien, den Deutschland gegen die Bomber spannte, wird mythisch überhöht: »Das Reich währte sich dahinter unverletzlich wie der hürnene Siegfried. Der anfliegende Feind muß die Schutzhülle überwinden, wird kenntlich, durchbohrt und kommt zu Fall.« Doch in der Nibelungensage wird Siegfried durch einen Speer getötet, den Hagen in die verwundbare Stelle seiner Schulter bohrt. Die feindlichen Bomber entsprechen dem Speer. Dem wortgewaltigen Verfasser unterlief eine Katachrese, ein Verstoß gegen die Einheit des gewählten Bildes, was die Schwierigkeit unterstreicht, den Bombenkrieg sprachlich und künstlerisch zu bewältigen.

Jörg Friedrich: *Brandstätten. Der Anblick des Bombenkriegs*, München 2003.

Gert Ledig: *Vergeltung*, (1956), zuletzt Frankfurt a. M. 1999.

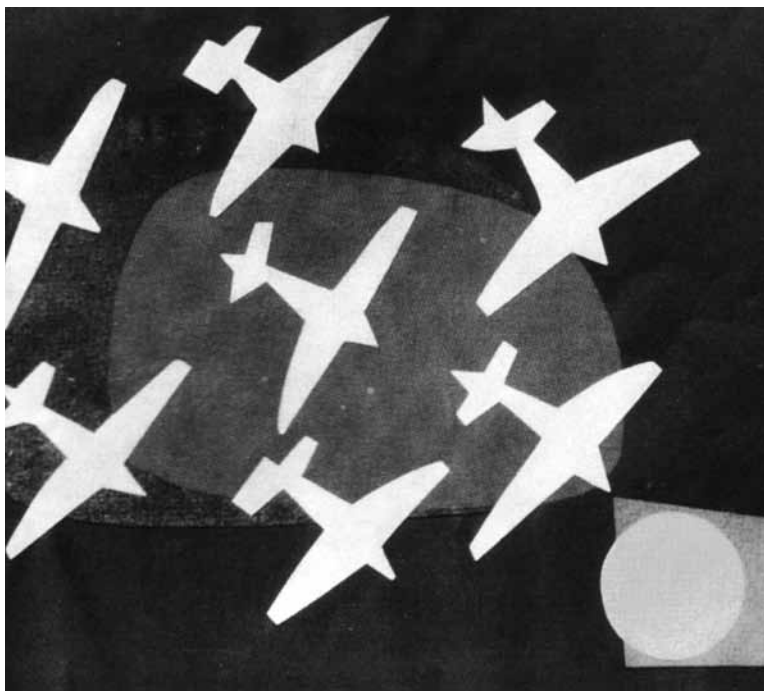
Dies ist jedoch einem anderen Schriftsteller gelungen: Gert Ledig in seinem Roman *Vergeltung*, der 1956 in der Bundesrepublik erschien. Hier ist festgehalten, was in die deutsche Nachkriegsliteratur so selten Eingang fand: die Rache der Sieger, die Leiden der Besiegten. Das Buch schildert einen mehr als einstündigen Bombenangriff auf eine deutsche Stadt, wahrscheinlich München, am 2. Juli 1944. Es besteht aus einer kurzen Einleitung und 13 Kapiteln, denen jeweils Selbstporträts von Opfern vorange-

stellt sind: eine Kontoristin, ein Germanist, ein Rentner, eine Milchverkäuferin, ein Arzt, der Fähnrich eines Sonderkommandos im Osten und andere. Auch ein abgeschossener amerikanischer Flieger torkelt in einen Luftschutzkeller und stirbt. Das Buch beginnt: »Lasset die Kindlein zu mir kommen. – Als die erste Bombe fiel, schleuderte der Luftdruck die toten Kinder gegen die Mauer. Sie waren vorgestern in einem Keller erstickt. Man hatte sie auf den Friedhof gelegt, weil ihre Väter an der Front kämpften und man ihre Mütter erst suchen mußte. Man fand nur noch eine. Aber die war unter den Trümmern zerquetscht. So sah die Vergeltung aus.« In der Schlußszene reißen die Bomben in einer Kirche Jesus vom Kreuz und in einer Entbindungsstation den Säuglingen die Haut vom Kopf. Ein getöteter Flakhelfer schreibt posthum an seine Mutter: »Nach der siebzigsten Minute wurde weiter gebommt. Die Vergeltung verrichtete ihre Arbeit. Sie war unaufhaltsam. Nur das jüngste Gericht. Das war sie nicht.«

Ledig war, als er den Roman beendete, 35 Jahre alt. Sein Buch war und bleibt einzigartig in der deutschen Nachkriegsliteratur und übertrifft zum Beispiel alles, was der populäre Heinrich Böll über das Kriegserlebnis geschrieben hat. Dennoch wurde es von der Kritik und vom Publikum zurückgewiesen. Zehn Jahre nach dem Krieg, so ein Rezensent, lehne der Leser Darstellungen ab, »die jeden positiv gerichteten metaphysischen Hintergrund und Ausblick vermissen lassen«. Doch welcher metaphysische Hintergrund und Ausblick wäre das gewesen? Als Katharsis, der den Menschen auf seinen existentiellen Kern zurückführte, ließ der Bombenkrieg sich nicht deuten, denn er zielte dezidiert auf dessen materielle und immaterielle Zerstörung. Das hatte Ledigs Buch klar gezeigt. Den Ausweg, das mechanisierte und unterschiedslose Morden als das Walten einer höheren Gerechtigkeit zu interpretieren, sei es im religiösen oder im geschichtsphilosophischen Sinne, hatte Ledig mit dem letzten Satz seines Buches ausdrücklich verschlossen. Doch sehnten die deutschen Leser sich nach solchen Notausgängen. Die Selbstbegegnung hingegen, die Ledig ihnen zumutete, war ihnen unerträglich. Und sie war wohl auch politisch nicht gewollt. Im Kulturbetrieb blieb Ledig ein Außenseiter. Die »diskreditierte Gesellschaft« war eben auch eine entwurzelte und restlos besiegte.

Sebalds Vorlesungen wurden in der deutschen Presse ausführlich rezipiert, und wie so oft war vom »Tabubruch« die Rede. Doch kann rückblickend keine Rede davon sein, daß seine Vorträge einen neuen Abschnitt in der Literatur eingeleitet oder vorbereitet hätten. Er hatte zur anhaltenden Selbstblockade beigetragen, indem er eine Diskussion über die Voraussetzungen, die den monierten Defiziten zugrunde lagen, präventiv abwehrte. Laut Sebald mußte jede Beschäftigung mit dem Luftkrieg zur Voraussetzung haben, daß es »lange vor dem Anlaufen der Luftkriegskampagne der Alliierten im gesamten Machtbereich der Deutschen zur Entrechtung, Enteignung, Exilierung und systematischen Vernichtung der Juden« gekommen war.

Auch das ist eine Hilfskonstruktion, denn bei der Planung des alliierten Bombenkriegs spielte der Holocaust keine Rolle. Jörg Friedrich zitiert im *Brand* Winston Churchill. Für den Fall, daß die deutsche Westfront 1918 hielt, hatte der damalige britische Kriegsminister für 1919 einen Tausend-Bomber-Angriff auf Berlin vorgesehen. Die Schlacht wurde nicht geschlagen, aber ihre Ideen lebten weiter. »Zum ersten Mal«, schrieb Churchill 1925, »bietet sich einer Gruppe gesitteter Menschen die Möglichkeit, die andere Gruppe zu völliger Hilflosigkeit zu verdammen.« Ein Zustand, der sich 65 Jahre nach Kriegsende im Zustand der Wortlosigkeit fortschreibt.



*Futuristische Anmaßung:
Staffel im Sonnenlicht,
Wladimiro Tulli, 1940*

Ikonen des Widerstands – Propaganda im Irak

von Nico Colmer

Zafer Mokadem hat im Westen – sagen wir – ein Imageproblem. Wenn es so etwas wie eine »Rangliste des arabischen Terrorismus« gibt, rangiert Mokadem wohl im oberen Viertel. Er ist das alte arabische Schlachtroß des stets umtriebigen Widerstandes – sei es gegen Israel, sei es gegen das jordanische Königshaus oder gegen die amerikanische Besatzungsmacht im Irak. An kaum einem Konflikt im Vorderen Orient der letzten 40 Jahre hat Mokadem nicht selbst teilgenommen. Er bezeichnet sich selbst als arabischer Sozialist, Nationalist, als Freiheitskämpfer und als Soldat der arabischen Sache. Er sitzt im libanesischen Pressehaus in Beirut und lauscht einer Veranstaltung. Es ist das alljährliche Jubiläum der Gründung der marxistischen Volksfront zur Befreiung Palästinas (PFLP). Mokadem ist Mitte Sechzig, hat grauschwarzes Haar, trägt einen dicken Schnauzbart und einen Anzug. Beim Abspielen der libanesischen Nationalhymne vom Band erhebt er sich von seinem Stuhl.

Während er den Ansprachen der Gratulanten aus den unterschiedlichen politischen Fraktionen lauscht, beobachtet er den Saal wachsam aus dem Augenwinkel. Alte Angewohnheit. An den Ausgängen haben sich zwei Männer in Camouflage-Anzügen, schwarzen Gefechtswesten und Maschinenpistolen postiert – zum Schutz der Veranstaltung. Der Libanon gilt als das Land mit der höchsten Agentendichte. Ständig ist man auf der Hut vor Attentätern. Junge palästinensische Mädchen in ihren Trachten reichen Gebäck und Tee. Marwan Abdulal von der PFLP steht am Rednerpult und skizziert die Situation in Palästina, beschwört den Freiheitskampf der Palästinenser, zu dem es keine Alternative gebe. Mokadem hört ihm aufmerksam zu und nickt immer wieder. Zwischendurch brandet Beifall unter den Besuchern auf.

Seit 1968 gehört er der Arabisch-Sozialistischen Partei (Baath) an, die in Syrien regiert und die bis zum Sturz Saddam Husseins im Jahr 2003 im Irak regierte. Heute ist er Mitglied des Politbüros seiner Partei, also ihrer obersten Führungsebene. 1970 kämpfte er an der Seite der Palästinensischen Befreiungsorganisation PLO in Jordanien und wurde nach dem

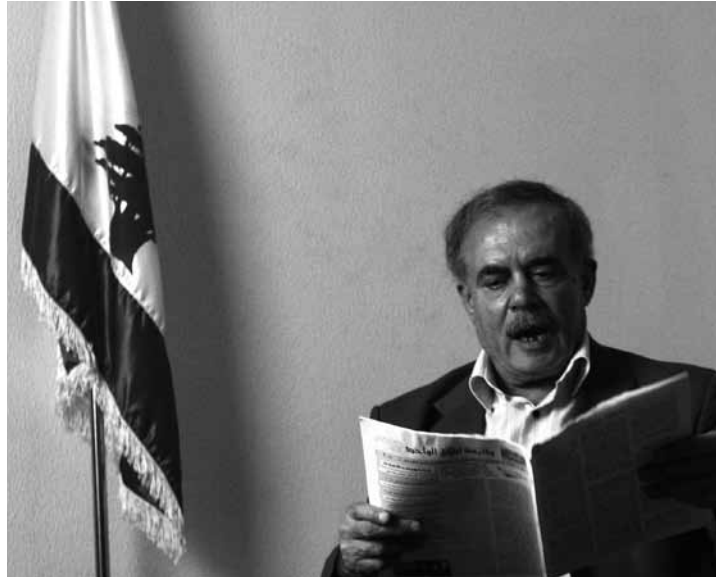
gescheiterten palästinensischen Putschversuch («Schwarzer September») dort inhaftiert. Als 1982 die Israelis in den Libanon einrückten, stand er ebenfalls an vorderster Front. Gleich mehrmals wurde er sowohl vom libanesischen als auch vom syrischen Geheimdienst inhaftiert. Seit einigen Jahren ist Mokadem allerdings in einer neuen Mission unterwegs: Er organisiert den Widerstand im Irak mit. Damit gehört er wohl aus Washingtoner Sicht zu den gefährlichsten derzeit lebenden Terror-Funktionären. Insgesamt 35 arabische Milizen gehören zur »National Iraqi Resistance« – zur nationalen irakischen Widerstandsbewegung –, die Mokadem organisiert und für die er unermüdlich im arabischen Raum wirbt.

Und dieser Widerstand hat ein genauso großes Imageproblem wie Mokadem selbst. Fast täglich erreichen die westliche Welt Nachrichten über Bombenattentate auf Marktplätzen, in Moscheen und in Einkaufsstraßen des Irak, bei denen zahlreiche Zivilisten getötet werden. Und fast täglich fallen US-Soldaten zwischen Euphrat und Tigris. Sie geraten in Hinterhalte, ihre Konvois werden angegriffen, Scharfschützen töten US-Amerikaner, die durch die Straßen patrouillieren: ein Land des Terrors und des Sterbens.

Doch was geschieht dort wirklich? Ein Name ist omnipräsent: Abu Musab az-Zarqawi. Die deutsche Zeitung *Die Welt* bezeichnete den 2006 von US-amerikanischen Streitkräften im Irak getöteten geborenen Jordanier gar als den »Mastermind des islamischen Terrorismus« überhaupt. Und in der Tat schien Zarqawi dem Terrorpapst Osama bin Laden in nichts nachgestanden zu haben. Geboren wurde Zarqawi am 30. Oktober 1966 in kleinen Verhältnissen. Internationale Bekanntheit erlangte er, als ihn der damalige amerikanische Außenminister Powell Anfang 2003 vor dem UN-Sicherheitsrat als ein Beispiel dafür erwähnte, daß Saddam Hussein mit Terroristen gemeinsame Sache mache. Wohl im Jahr 2002 reiste Zarqawi aus Afghanistan kommend über den Iran ins kurdisch-irakische Bergland, wo er bis zum Einmarsch amerikanischer Truppen mit den »Ansar al Islam« aktiv war. Zugleich gründete er seine eigene Organisation »Al Tawhid wa al Dschihad« (Einheit und Heiliger Krieg). Im Frühjahr 2003 ließ sich Zarqawi in der irakischen Provinz Anbar nieder, von wo aus er angeblich wiederholt nach Syrien reiste. In der von Sunniten bewohnten Region nördlich von Bagdad, wo auch Baquba liegt, bewegte er sich wohl bis zu seinem Tod. Wie viele Tote genau auf sein Konto gehen, kann niemand so genau sagen – aber sein Gesicht wurde weltweit zum »Gesicht des Terrors« stilisiert.

Spricht man Zafer Mokadem auf Zarqawi und dessen Rolle im Irak als »Widerstandskämpfer« an, verdreht er die Augen und muß lachen. »Ich wußte, daß diese Frage garantiert kommen wird, aber ich kann Ihnen keinen Vorwurf daraus machen«, antwortet Mokadem und zieht aus einer alten braunen Lederaktentasche einen Stapel Papiere hervor. »Ich habe mich darauf vorbereitet, wie sie sehen«, lacht er. Was er nun präsentiert, dürfte Geheimdiensten das Wasser im Munde zusammenlaufen lassen: eine akribische Auflistung aller Operationen des Widerstandes im Irak seit der US-amerikanischen Besatzung.

»Während die Zarqawi-Gruppe vor allem Zivilisten angreift und den Religionskonflikt, den es vor der US-amerikanischen Besatzung im Irak so niemals gab, anheizte, haben wir immer einen militärisch durchdachten Guerillakrieg gegen die Besatzer geführt. Unser Kampf richtet sich ausschließlich gegen militärische Ziele, nicht gegen Zivilisten. Wir wollen den Irak einen und nicht spalten!« Die Angreifer auf Zivilisten, so Mokadem, handelten nicht im Interesse der Araber, sie handelten im Interesse der westlichen Besatzer. »Sie sind Sektierer, mit ihnen haben wir nichts zu tun. Einige unserer Kameraden wurden sogar von der sogenannten Al Kaida getötet.« Zudem habe es Organisationen wie bin Ladens Netzwerk vor dem US-amerikanischen Einmarsch in den Irak gar nicht gegeben, gibt



Zafer Mokadem, Oktober 2008, Bild: Nico Colmer



Propagandaplakat
im palästinensischen
Flüchtlingslager Sabra
und Schatilla in Beirut:
Das Motiv zeigt den
palästinensischen Märtyrer
Rabih Al-Mashtoub,
der 1988 während einer
amphibischen Operation
gegen Israel getötet wurde.

die des erwähnten Zarqawi ausführlich untersucht werde. »Vor allem der letzte Punkt wird außerordentlich interessant werden«, lacht Mokadem. Doch es ist ein bitteres Lachen. »Es wird enorm wichtig für die Angehörigen der Opfer Zarqawis sein, zu erfahren, in wessen Interesse diese sogenannte ›Al Kaida‹ tatsächlich handelt.«

Und in der Tat scheint an der Rolle Zarqawis und der »Al Kaida« noch viel Klärungsbedarf zu bestehen. Die deutschsprachigen Medien halten noch immer an den Rollenverteilungen der ehemaligen Bush-Regierung in den USA fest: »Sie wissen, ich hasse es, Gewalt vorherzusagen, aber ich verstehe nur die Natur der Killer. Dieser Bursche, Zarqawi, ein Al-Kaida-Verbündeter (der übrigens vor der Entfernung Saddam Husseins in Bagdad war), ist noch auf freiem Fuß im Irak. Und wie Sie sich vielleicht erinnern, ist es Teil seines Operationsplans, durch kaltblütiges Töten Gewalt und Zwietracht unter den verschiedenen Gruppen im Irak zu säen. Und wir müssen dabei helfen, Zarqawi zu finden, so daß das irakische Volk eine hellere, glänzende Zukunft haben kann.« Dies sagte George W. Bush während einer Pressekonferenz in Washington am 1. Juni 2004.

Der kanadische Autor und Professor an der Universität von Ottawa, Michel Chossudovsky, gehört zu denjenigen, die von Anfang an den »War on Terror« der USA kritisch publizistisch begleiten und dort recherchieren, wo die Mainstream-Medien schon lange mit ihren eigenen Recherchen aufhörten. So weist er darauf hin, daß selbst die *Washington Post* in einem Artikel einräumte, daß die Rolle Zarqawis vom Pentagon absichtlich »vergrößert« worden sei, mit dem Ziel, die öffentliche Unterstützung für den von den USA und Großbritannien geführten »Krieg gegen den Terrorismus« zu bestärken: »Die Zarqawi-Kampagne wird in mehreren internen Militärdokumenten diskutiert. ›Zarqawi diffamieren/fremdenfeindliche Antwort zum eigenen Vorteil nutzen‹, heißt es in einer Lagebesprechung des US-Militärs aus dem Jahr 2004. Darin sind drei Vorgehensweisen aufgelistet: ›Medienoperationen‹, ›Spezialoperationen (626)‹ (ein Hinweis auf die Task Force 626, eine Elite-Einheit des US-Militärs mit dem primären Auftrag, im Irak hochrangige Funktionäre aus Husseins

Mokadem zu bedenken. »Erst mit den Amerikanern kam auch der Terror gegen Zivilisten.«

Der eigentliche Widerstand werde vom Nationalen Irakischen Widerstand organisiert: »Dieser wurde schon lange vor dem Einmarsch der US-Truppen vorbereitet. Insgesamt 35 unterschiedliche Gruppen vereinigen sich unter dem Dach des Widerstandes, dazu gehören Angehörige der verbotenen Baath-Partei, Nationalisten, Nasseristen, Kurden und viele islamische Gruppen. In diesen Tagen reorganisieren wir uns.«

Einige der insgesamt 35 Gruppen, die unter dem Dach des irakischen Widerstandes organisiert sind, seien vor 2003 eingefleischte Gegner des gestürzten Präsidenten Saddam Hussein gewesen, so Mokadem. Einige hätten sogar anfangs die USA unterstützt. »Doch sie alle wurden in Rekordzeit desillusioniert. Das haben die USA immerhin geschafft: Baathisten und Saddam-Gegner, frühere Gegner, stehen heute Seite an Seite im Kampf gegen die fremde Besatzungsmacht.«

Die Ziele seien dabei klar definiert: »Für uns gilt Befreiung und Unabhängigkeit. Wir fordern nicht, wir haben unsere Rechte. Wir wollen die Rechte des Irak und des arabischen Volkes im gesamten Nahen Osten, die fordern wir zurück. Das ist nicht mehr und nicht weniger, als jedes andere Volk für sich einfordern kann und muß!« Aber auch die Aburteilung der Kollaborateure und Besatzungsverbrecher sei wichtig, so Mokadem. Dies sei doch auch in Europa nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges geschehen. Darüber hinaus fordert der Widerstand, daß die Rolle der »Terroristen« wie beispielsweise

Regierung zu jagen) und »PSYOP«, die Bezeichnung des US-Militärs für Propagandaaarbeit ...« Das Propagandaprogramm des US-Militärs sei gemäß der *Washington Post* »weitgehend auf Iraker ausgerichtet gewesen«, aber scheint später in die US-Medien ebenso eingeflossen zu sein. Ein weiteres internes Dokument, welches vom US-Militärhauptquartier im Irak produziert worden war, stellt fest, daß »das Zarqawi PSYOP-Programm die bislang erfolgreichste Informationskampagne ist.« Ein Ziel der PSYOP-Kampagne sei gewesen, durch die Betonung der Terrorakte Zarqawis und des ausländischen Ursprungs seiner Truppe einen Keil in den Aufstand zu treiben, sagten mit dem Programm vertraute Offiziere. Es sei schwierig zu bestimmen, wieviel für die Zarqawi-Kampagne tatsächlich aufgewendet wurde, so Chossudovsky. Die US-Propaganda-Anstrengungen im Irak allein im Jahr 2004 kosteten nach Chossudovskys Angaben insgesamt 24 Millionen Dollar, aber das beinhaltete sowohl den Bau von Büros und Wohnungen für die beteiligten Truppen als auch Radioausstrahlungen und die Verteilung von Flugblättern mit Zarqawis Gesicht darauf.

Chossudovsky beschreibt diese Geheimdienstoperation wie eine moderne Werbekampagne: Die Propaganda präsentiert unter Ausnutzung der westlichen Medien die Porträts der Anführer hinter dem Terrornetzwerk. Damit gebe sie dem Terror ein einprägsames Gesicht. Zarqawi als Testimonial für den Globalterrorismus, vor dem kein westlicher Bürger, egal wo er sich gerade aufhält, letztendlich sicher sei. Ohne Zarqawi und bin Laden würde der »Krieg gegen den Terror« schnell seinen Daseinszweck verlieren.

Und Chossudovsky geht noch weiter. Die Pentagon-Dokumente über Zarqawi, die zur *Washington Post* durchsickerten, hätten enthüllt, daß Al Kaida im Irak eine reine Medien-Erfindung sei. Das deckt sich durchaus mit den Unterlagen von Zafer Mokadem. »Das Klima der Angst ist es, welches für die Besatzung im Irak bitter notwendig ist«, sagt Mokadem. »Vor uns braucht sich kein Iraker zu fürchten, sofern er nicht als Agent für die Besatzer arbeitet. Unser Ziel sind militärische Objekte der Besatzung, keine Zivilisten. Die sind unsere Brüder und Schwestern, die wir befreien wollen, nicht töten! Aber die Agenten der Kollaborationsregierung des Irak stehen den ausländischen Geheimdiensten oftmals in nichts nach.«

Daß Zarqawi bei allen anderen irakischen Widerstandsgruppen verhaßt war, daß niemand auch nur ansatzweise mit ihm zusammenarbeiten mochte, hat da durchaus seinen guten Grund. Mokadem ist sich sicher: »Alles, was Zarqawi angeblich oder tatsächlich getan haben soll, ölte die US-amerikanische Propagandamaschine. Wirklich alles! Vor allem war Zarqawi im Schwerpunkt damit beschäftigt, Konflikte zwischen Sunniten und Schiiten zu schüren, anstatt gegen die Besatzer vorzugehen. Das hat weder etwas mit Freiheitskampf noch etwas mit islamischer Gesinnung zu tun. Alles was er tat, führte direkt zur Forderung nach noch mehr alliierten Truppen im Irak und störte damit den Freiheitskampf des nationalen Widerstandes empfindlich!«

Und Zarqawi war für noch etwas sinnvoll: Er wurde ständig als Beleg geführt, daß es eine enge Verbindung zwischen Saddam Husseins Regierung und der Al Kaida gab. Erinnern wir uns zurück: Einer der angeblichen Gründe für den alliierten Einmarsch im Irak war Husseins angebliche Mitverantwortung für die Anschläge des 11. September 2001 in New York und Washington. »Was für ein Unsinn!« Mokadem ist wütend: »Man kann Saddam viel vorwerfen, aber nicht, daß er internationale Terrorzellen in seinem Land agieren ließ!« Und tatsächlich klingt auch diese offizielle US-Story wieder wie an den Haaren herbeigezogen. Angeblich unterhielt Zarqawi sein Terrorcamp im Irak, in dem er Hunderte von Dschihadisten ausgebildet haben soll. Ironischerweise soll dieses Camp sich im kurdischen Norden des Landes befunden haben – ein Landstrich, der bereits lange vor 2003 unter US-Einfluß stand.

Zafer Mokadem ist glaubwürdig. Er hat in seinem Leben Menschen bis aufs Blut bekämpft, die er »Feinde«, »Besatzer« und »Zionisten« nennt. Gewalt ist für ihn ein Mittel, welches zum Einsatz kommen muß, wenn Diplomatie und Reden nichts mehr bringt. Er hat also keinen Grund, sich hinter irgendwelchen Menschenrechtsfloskeln zu verstecken. Daher klingt es ehrlich, wenn er zum Abschluß sagt: »Egal, was Sie aus dem Irak, aus Palästina, aus dem Libanon oder von sonstwo hören. Fragen Sie sich immer: Wem nutzt es, wem schadet es? Und dann bleiben Sie dran und recherchieren Sie!«

Geistige Landesverteidigung?

Sezession fragt Udo Ulfkotte

Herr Dr. Ulfkotte, Sie unterrichten an der christlichen Universität Olivet in San Francisco »Geistige Landesverteidigung«.

Ja. Bis in die achtziger Jahre war das an Schulen in der Schweiz ein reguläres Fach. Das gab es auch in vielen anderen europäischen Ländern. Ursprünglich wurde es zur Abwehr des Nationalsozialismus unterrichtet, später dann gegen die kommunistische Gefahr. Mit dem Verfall der früheren Sowjetunion ist das dann überall mehr oder weniger eingeschlafen. Zu meiner Schulzeit hieß das in Deutschland »Wehrkunde-erziehung«. Da wurde man in der Schule auf das Grundgesetz eingeschworen. Es erstaunt mich immer wieder, wenn die jüngere Generation verblüfft ist, daß es so etwas gibt.

Was genau kann ich mir darunter vorstellen?

Nun, ich habe an der Universität Lüneburg sechs Jahre lang im Fachbereich Betriebswirtschaft »Abwehr von Wirtschaftsspionage« unterrichtet. Das ist ein ganz ähnlicher Bereich. Wer heute in Europa Wirtschaftswissenschaften studiert, lernt nicht, vor welchen Gefahren man sich und sein geistiges *knowhow* schützen muß. Es ist nämlich nichts einfacher, als einem Unvorbereiteten bestimmte Informationen »abzuquetschen«. Kurz formuliert: Es geht darum, eine Gefahr zu erkennen und abzuwehren. Also ist »Geistige Landesverteidigung« keine Militarisierung, sondern eine Form der Bewahrung des demokratischen, westlichen Wertesystems. Wir richten uns hauptsächlich an Journalisten, weil sie Multiplikatoren sind. Diese sollen aber nicht bei bereits bestehenden Medien anheuern, sondern eigene Konkurrenzprodukte gründen.

Auf englisch heißt es »Spiritual Defense of Countries« ...

... weil ich an einer christlichen Universität unterrichte. Es wird also großen Wert auf die Vermittlung christlicher Werte gelegt. Die meisten Studenten kommen übrigens aus Asien, zum Beispiel China.

Aus China? Klingt erstmal absurd.

Der Sinn erschließt sich, wenn man den christlichen Hintergrund von Olivet bedenkt. Das sind

Christen, die in ihrem Heimatland aus religiösen Gründen unterdrückt werden. Die werden ja nicht von der Peking Regierung geschickt.

Also ist »Spiritual Defense« keine westliche Angelegenheit, sondern eine christliche?

Da müßte man »westlich« und »christlich« erst definieren. Aber zu den vermittelten Werten gehört zum Beispiel auch die Demokratie.

Wird das auch in Deutschland unterrichtet?

Nein. Das ist für die Zukunft aber geplant.

Ist die »Geistige Landesverteidigung« als Gegenwehr gegen konspirativ vorgehende islamische Organisationen in der westlichen Welt zu verstehen?

Ja. Eines der erklärten Ziele ist es, gegen jene Teile der islamischen Welt Stellung zu beziehen, die undemokratische Strukturen in westliche Länder bringen wollen. Wir möchten, daß das staatliche Recht für alle gilt, ganz egal welcher Religion man angehört.

Geht es nur um Information oder auch um Gegenmanipulation?

Ich nenne Ihnen ein Beispiel: Wenn der Bremer Senat einen Vertrag mit Vertretern von Milli Görüs abschließt – eine Organisation, die vom Verfassungsschutz beobachtet wird –, werden wir aktiv. Es ist »Geistige Landesverteidigung«, in solchen Momenten aufzustehen und laut zu sagen: »Habt ihr sie noch alle? So geht das nicht!«

Die Zusammenarbeit mit den Medien wird sicher eine wichtige Rolle spielen. Haben Sie gute Kontakte?

Sie irren sich: Ich bin Hochschullehrer. Als solcher geht man ja nicht an die Presse, um seine Unterrichtseinheiten zu propagieren. Zudem stehe ich den großen Medien sehr kritisch gegenüber, das ist journalistischer Einheitsbrei. Wir geben unseren Studenten ein geistiges Grundgerüst an die Hand, um ihnen Handlungssicherheit zu vermitteln. Es geht mir dabei nicht nur um den Islam. Es geht zum Beispiel auch um den Turban eines Sikhs. Für ihn werden wir keine Ausnahme von der Helmpflicht machen. Oder um Hindus, für die es ein Verbrechen ist, eine

Kuh zu schlachten. Trotzdem kämen wir nicht auf die Idee, auf Rindfleisch zu verzichten, um deren Glauben nicht zu beleidigen.

Es geht also um den Schutz der eigenen Identität.

Richtig. Man muß aber ganz deutlich sagen, daß die derzeitige Entwicklung in der westlichen Welt nur deshalb möglich ist, weil wir unsere Werte aufgegeben haben.

Glauben Sie, daß in Europa in dieser Hinsicht noch etwas zu retten ist?

Ja, auf jeden Fall. Vor zwei Jahren habe ich das noch anders gesehen. Aber die Folgen der Wirtschaftskrise kann niemand mehr aufhalten. Dadurch werden wir innerhalb der nächsten zwei bis drei Jahre schwerwiegende Veränderungen erleben.

Also begrüßen Sie die Entwicklungen, die Sie in Ihrem Buch *Vorsicht Bürgerkrieg* voraussagen?

Selbstverständlich. Vorab: Das Wort »Bürgerkrieg« stammt nicht von mir. Solche Szenarien habe ich nicht entworfen, sondern nur zusammengetragen. Ich glaube aber auch, daß es soziale Unruhen geben wird. Zu Ihrer Frage: Nehmen wir die Beispiele »Sarrazin« und »Minarett-Verbot«. Da sagen Umfragen etwas völlig anderes als die großen Medien. Das heißt, sie schreiben an der Realität und der Meinung der Menschen vorbei. Darum sind Unruhen wichtig. Die Politik muß erkennen, daß der eingeschlagene Weg falsch ist.

Halten Sie diese Szenarien für unausweichlich?

Werfen Sie doch mal einen Blick in die Geschichte. Wenn drei Dinge zusammenkommen – Wirtschaftskrise, Verfall staatlicher Macht, ethnische Spannungen –, dann kracht es.

Welche Ratschläge geben Sie der Politik?

Das Allerwichtigste wäre Ehrlichkeit.

Jetzt ist »Ehrlichkeit« keine konkrete Handlungsanweisung.

Doch. Es geht einfach darum, die Karten auf den Tisch zu legen und sich realistisch zu überlegen, wie man den Laden sanieren kann, ohne auf Kosten der übernächsten Generation Schulden zu machen. Man kann nicht einfach davon ausgehen, daß wir ab 2014 schon wieder genug Geld verdienen werden. Ich bin überzeugt, daß viele Bürger zumindest ahnen, daß das nicht stimmen kann.

Wie erklären Sie sich, daß die Politik solche einfachen Maßnahmen nicht ergreift?

Weil sie Angst haben, daß sie dann nicht mehr gewählt würden. Sie denken in einem Zeitraum von vier Jahren – und nach ihnen die Sintflut.

Sie denken sehr pessimistisch.

Ganz im Gegenteil. Ich glaube, daß Europa diese Reinigung braucht.



Manche »Wirtschaftsweise« sagen andere Dinge voraus.

Das interessiert mich nicht, weil das in der Vergangenheit auch nicht gestimmt hat.

In *Vorsicht Bürgerkrieg* haben Sie ausschließlich Internet-Nachrichten als Quellen herangezogen. Man könnte kontern, Sie hätten unwissenschaftlich gearbeitet.

Ich mache das für eine nachfolgende Generation, damit sie anhand meiner Quellen nachprüfen kann, wie es so weit kommen konnte. Denn das geht nicht, wenn Sie nur die Zeitungsausschnitte vom *Spiegel*, von der *Zeit* und so weiter sammeln.

Beziehen sich die Voraussagen auch auf die USA?

Ja. Der Zukunftsforscher Gerald Celente hat ganz konkret für den Herbst 2012 flächendeckende bürgerkriegsähnliche Unruhen für die USA vorausgesagt. Er wird in Europa zwar belächelt, aber seine Prognosen sind immer eingetroffen. Er sagt für die USA auch Deportationen von Zuwanderern und ethnischen Minderheiten voraus.

Halten Sie letzteres auch in Europa für möglich?

Absolut. Die Entwicklung ist nicht nur möglich. Es wird so kommen.

Stichwort »Rückführung«?

Ja. Denn wir werden kein Geld mehr haben, um Bevölkerungsgruppen zu finanzieren, die zu einem großen Anteil von Sozialleistungen leben. Das betrifft nicht nur Muslime in Deutschland, das betrifft zum Beispiel auch Polen in England und Deutsche in der Schweiz.

Wenn Sie den großen Knall für unausweichlich halten, was ist dann der Antrieb für Ihre Arbeit?

Ich schaue mir an, ob Prognosen eingetreten sind oder nicht. Daran will ich auch gemessen werden. 2003 ging es in meinem Buch *Der Krieg in unseren Städten* um islamische Organisationen, die an der Islam-Konferenz der Bundesregierung teilgenommen haben. Damals haben alle großen Medien gesagt, daß der Ulfkotte spinnt, weil er bestimmte Organisationen als radikal bezeichnet. Inzwischen gibt es gegen alle diese Organisationen Großverfahren.

Frei.Wild – Zwischen Popkultur und Zerstreuung

von Felix Menzel

Platz 15 in den deutschen Albumcharts: Mit ihrer aktuellen Platte *Hart am Wind* haben die Südtiroler Rocker *Frei.Wild* (www.frei-wild.net) den Durchbruch geschafft. Derzeit touren sie durch Deutschland und singen über Freiheit, ihre Heimat und ganz normale Dinge. »Südtirol, wir tragen deine Fahne, denn du bist das schönste Land der Welt«, heißt es in einem Lied. Trotz dieses eindeutigen Bekenntnisses bezeichnen sich Philipp Burger und die anderen Bandmitglieder als unpolitisch, sagen aber trotzdem, was sie denken: »Die höchsten Leute im Staat beleidigen Völker ganzer Nationen und ihr Trottel wählt sie wieder. Kreuze werden aus Schulen entfernt, aus Respekt vor den andersgläubigen Kindern. Das ist das Land der Vollidioten«.

Wer nun hofft, daß die Deutschrocker aus Südtirol frischen Wind in die Bundesrepublik bringen, wird enttäuscht werden, denn trotz ihrer patriotischen Texte lassen sich die vier Jungs aus Brixen durch ihr politisch korrektes Management knechten, das etwa auf eine Anfrage nach Informationen für diesen Beitrag mit dem Anwalt drohte. Die Angst vor allem, was »rechts« sein könnte, liegt im Werdegang von *Frei.Wild* begründet. »Sänger Philipp Burger war ein Schläger, der meinte, »rechts« zu sein«, teilt ein langjähriger Sympathisant mit. Angefangen habe er in der unbekannten Rechtsrockgruppe *Kaiserjäger*, und bis vor eineinhalb Jahren war der Musiker noch in der Südtiroler Partei Die Freiheitlichen aktiv. Für diese rechtskonservative Gruppierung saß er sogar im Bezirksrat im Eisacktal.

Ende September 2008 wollte *Frei.Wild* für den Landtagswahlkampf der Freiheitlichen ein Konzert geben. Die bundesdeutschen Fans, das eigene Management und die Medien waren empört, Burger knickte ein und beendete sein politisches Engagement. Nun versucht die Band, mit gemäßigter Musik gutes Geld zu verdienen. Dennoch ist ihr Beitrag zur Zeitgeistwende in Südtirol nicht zu unterschätzen. »Die Jugend ist mittlerweile all dem, was mit Südtirol und Ti-

rol zu tun hat, grundsätzlich sehr aufgeschlossen. Was vor nicht einmal fünf Jahren eher eine Randerscheinung war, ist heute Ausdruck vieler Jugendlicher, die ganz offen auch zur Unabhängigkeit Südtirols stehen«, berichtet Michael Demanega, Landessprecher der Freiheitlichen Jugend. Die Lücke, die *Frei.Wild* durch ihre Kommerzialisierung gerissen haben, versucht derweil ein neues Projekt zu füllen. Einige Funktionäre des Südtiroler Schützenbundes nennen sich *Ver-mächtnis* (www.vermaechtnis.at). Sie erinnern mit popkulturellen Klängen an Andreas Hofer, den Befreiungskämpfer Sepp Kerschbaumer und finden, daß Südtirol noch immer in Ketten liegt.

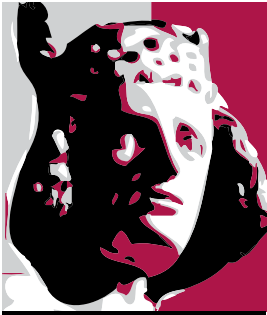
Nun gehört es zum Kern der Kennzeichnung von Popmusik, daß sie massenkompatibel zu sein hat, mithin die breite Mittelschicht anspricht. Aufstrebende Projekte stehen so irgendwann vor der Entscheidung, sich entweder zu popularisieren, um weiterwachsen zu können – oder aber weiterhin den kleineren, feineren Kreis zu bedienen. Das ist – aus metapolitischer und künstlerischer Sicht – eine Sackgasse.

Den Ausweg kann man finden, wenn man Popkultur so wertfrei wie möglich analysiert. Sie bedient Alltägliches, arbeitet ästhetisch im Gegensatz zur elitären Kunst aber mit offenen Formen, die unendlich wiederholbar, beliebig erweiterbar und umbildbar sind. Dabei kommt es zu einem verabredeten Spiel zwischen Unterhaltungsproduzenten und Konsumenten, denen über die Wiedererkennbarkeit beständiger Motive eine leichte Rezeption ermöglicht wird.

Kulturpessimisten leiten aus dieser Leichtigkeit den Vorwurf der Zerstreuung ab. Das ist aber nur die halbe Wahrheit. Vielmehr bewegt sich der Rezipient zwischen umfassender Konzentration und völliger Teilnahmslosigkeit. Anhand eines Musikvideos dürfte klarwerden, was damit gemeint ist. Die auf VIVA oder MTV laufenden Zwei- bis Vierminüter sind hochkomplex. Beim ersten Ansehen ist es nicht möglich, alle Stilelemente und die damit verfolgten Intentionen gleichzeitig zu erfassen. Der Zuschauer



www.divisionantaios.de



REICH



DOOM



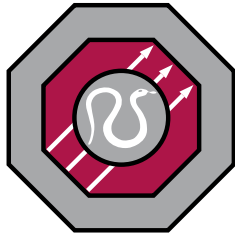
KREIS



REICH



A NOI!



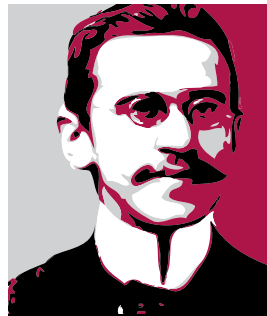
EGO NON



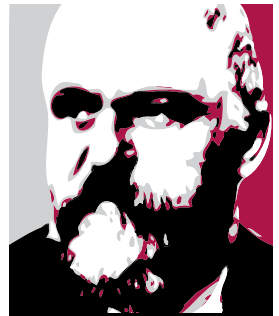
YUKOKU



FEME



GENDER



GEWALT



STATIK



SEYN



POLITIK



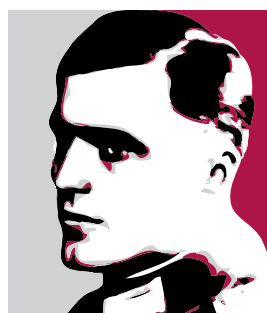
KUNST



THINK



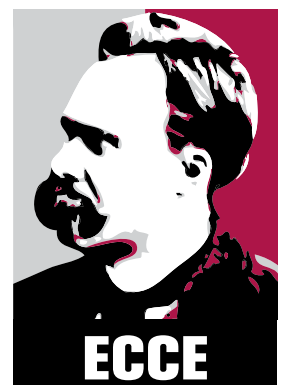
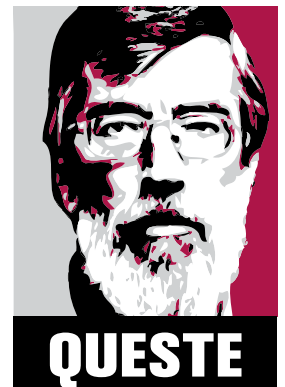
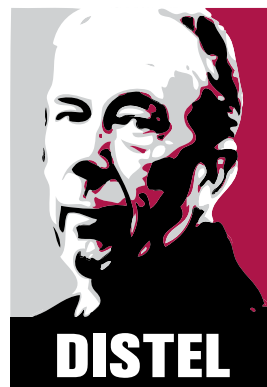
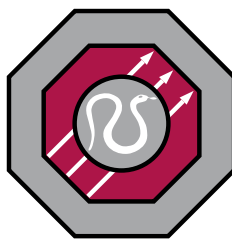
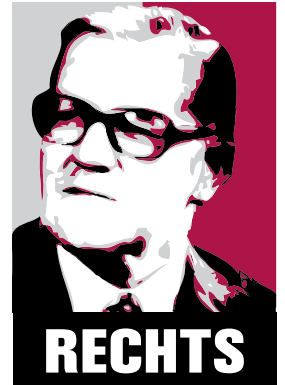
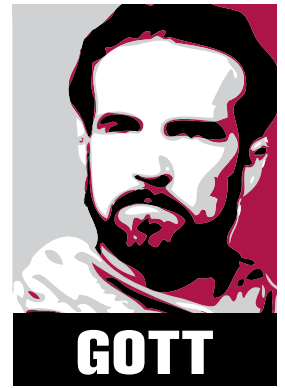
TANK



TAT



DIENST





www.divisionantaio.s.de



Frei.Wild bei einem Konzert in Salurn/Südtirol (Pfingstsonntag 2007): Anfangs waren sie in der rechten Subkultur verankert. Heute spielen sie auf großen Bühnen.

hat also die Wahl: Konzentriert er sich vorrangig auf den Text, die Musik, den Star oder doch auf die Bilder, die in den meisten Fällen flott geschnitten sind? Große Konzentrationsschwankungen eingerechnet, gibt es bei diesen Videos also selbst beim fünften Anschauen immer noch etwas Neues zu entdecken.

Der Durchschnittsrezipient erfasst diese Fülle an Stilelementen nicht vollständig, aber er wird zur Teilhabe motiviert. Die Vereinbarung zwischen Produzenten und Konsumenten geht dahin, daß jeder sich einen beliebigen Aspekt der Darbietung herausgreift und an ihm erfreut. Ebenso darf der Betrachter zwischendurch abschalten und kann später an einem beliebigen Punkt wieder einsteigen. Der Kulturwissenschaftler Hans-Otto Hügel beschreibt das so: »Die Kunst der Unterhaltung besteht vielmehr darin, ein beständiges Schwanken, ja ein fortwährendes Sowohl-als-auch von Ernst und Null-Bedeutung zu inszenieren« (*Lob des Mainstreams. Zu Begriff und Geschichte von Unterhaltung und populärer Kultur*, Köln 2007).

Die Popkultur integriert also die Mitte der Gesellschaft, indem sie Gesprächsthemen schafft und gemeinsame Erfahrungen bereitstellt, an die jeder leicht anknüpfen kann. Zugleich befriedigt sie die Träume, Sehnsüchte und Begierden der Menschen an der Schnittstelle zwischen Körper und Gefühl. Welche Bedürfnisse dabei wie befriedigt werden, ist der ausschlaggebende Punkt und veranlaßte selbst den Mitbegründer der *Cultural Studies*, Richard Hoggart, zu einer Unterscheidung zwischen schlechter Massenkultur und guter Popkultur.

Diese Debatte war in den 1960ern aber keineswegs neu (siehe Thomas Hecken: *Theorien der Populärkultur. Dreißig Positionen von Schiller bis zu den Cultural Studies*, Bielefeld 2007). Letztendlich hat sie schon Friedrich Schiller ausgetragen. 1791 schrieb er eine Rezension über Bürgers Gedichte. Darin griff er den Dichter Gottfried August Bürger scharf an, weil dieser für Leute schreibe, die »nur für das Sinnliche empfänglich sind, und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern.« Bürger isoliere einzelne Reize und verwechsle damit Liebe mit Genuß und Glückseligkeit mit Wohllieben.

Wenn man so will, dann kritisierte Schiller, daß Bürger Kulturprodukte für die Massen produzierte und ihre niederen Triebe befriedigte. Dem stellte Schiller einen positiven Begriff von Popularität gegenüber. Ein populärer Schriftsteller solle ein »aufgeklärter, verfeinerter Wortführer der Volksgefühle« sein, der allgemein verständlich spricht. Durch eine poetische Anschaulichkeit und einen natürlichen Sinn glaubte Schiller die Affekte des Volkes in ihrem »rohen, gestaltlosen, oft tierischen Ausbruch« doch »auf den Lippen des Volkes veredeln« zu können. Auf den Punkt gebracht, heißt dies: Es gibt eine oberflächliche, unoriginelle und effekthascherische Massenkultur, die industriell das Bedürfnis nach *Sex and Crime* stillt. Daneben steht die populäre Kultur, die ebenfalls die emotionalen und körperlichen Bedürfnisse der Menschen befriedigt, dabei aber die Konzentrationsmomente der Rezipienten für die Vermittlung guter Motive und Ideale nutzt.

Patriotische Popkultur hat durchaus Chancen, bei breiten Schichten in ihrem Sinne etwas zu verankern. Dies kann sowohl in Filmgenres, in der Musik als auch der Literatur gelingen, wenn die politischen Inhalte auf die Alltagserfahrungen der potentiellen Leser, Hörer, Zuschauer abgestimmt sind. Mit Kunst hat das nichts zu tun, aber mit dem Kampf um kulturelle Hegemonie.

Ob sie es zugeben oder nicht und ob sie es bewußt machen oder nicht: *Frei.Wild* vermischt Alltäglichkeiten und heimatbewußte Politik. Damit markiert die Band einen deutlich rechteren Zeitgeist als den gegenwärtig herrschenden. Die Kommentare im Internet zu ihren Videos sprechen da eine deutliche Sprache. Ein Nutzer meint: »Muß es eigentlich immer sein, daß sich unter jedem Video in youtube, welches Deutschrock zeigt, alle über die politische Richtung streiten?« Ein anderer: »Deutschland ist im Wandel!« Und ein dritter sagt: »Die sind politisch genau mittig gesinnt. Sind halt aufrecht deutsch, aber haben nichts gegen andere Kulturen.« Die patriotischen Akzente werden von breiten Schichten wahrgenommen. Das ist immerhin etwas. Elitärer Kunst gelingt das gegenwärtig nicht.

Sarrazin und seine Gegner

von Erik Lehnert

Thilo Sarrazin ist einer jener »mutigen Männer der SPD«, die ab und an in Sprache und Argumentation eng an die proletarische Urwählerschaft ihrer Partei angelehnt sagen, was Sache ist. So äußerte sich Sarrazin im Herbst vergangenen Jahres über die Nicht-Integrierbarkeit ganzer Einwanderergruppen in Berlin – und wurde darüber zu einem »Fall«. Noch hat er ihn nicht ganz ausgestanden. Die Schiedskommission, die über seinen Ausschluß aus der SPD zu entscheiden hat, läßt sich mit dem Urteil Zeit. Aber so, wie die Dinge stehen, wird Sarrazin wohl in der SPD verbleiben können und seine 37jährige Mitgliedschaft nicht abrupt enden. Davon ist Sarrazin immer ausgegangen, weil die Argumente seiner Gegner mehr als dürftig sind: »Das stehe ich völlig bewegungslos durch«, sagte er Anfang März gegenüber der *Süddeutschen Zeitung*. Bewegungslos heißt, die anderen müssen angreifen. Und das haben sie, im Rahmen ihrer Möglichkeiten, auch versucht.

Der SPD-Kreisverband Spandau und die SPD-Abteilung Alt-Pankow hatten den Politikwissenschaftler Gideon Botsch, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Moses-Mendelssohn-Zentrum Potsdam, beauftragt, in einem Gutachten folgende Frage zu beantworten: »Sind die Äußerungen von Dr. Thilo Sarrazin im Interview mit der Zeitschrift *Lettre Internationale* (deutsche Ausgabe, Heft 86) als rassistisch zu bewerten?« Bewaffnet mit einem positiven Befund, wollte der Vorsitzende der Spandauer SPD, der 1977 in Palästina geborene Raed Saleh, Sarrazins Ausschluß aus der SPD erreichen. Die Vermutung liegt nahe, daß sich zumindest Botsch und Saleh bereits vor Erstellung des Gutachtens ein verwertbares Ergebnis versprochen: Rassismus in den Äußerungen Sarrazins.

Botsch hat Saleh nicht enttäuscht und ein Wunschergebnis geliefert. Das 21seitige Gutachten vom 22. Dezember 2009 kommt zu dem Schluß, daß die »beanstandeten Einlassungen« Sarrazins in »zentralen Passagen eindeutig als rassistisch zu bewerten seien, insofern sie Diffe-

renz konstruieren, Wertungen vornehmen, Zuschreibungen verallgemeinern und die Funktion erkennen lassen, die Privilegierung von »Leistungsträgern« und »Eliten« einerseits, Ausgrenzung von »Unterschichten« und »Leistungsverweigerern« andererseits zu begründen«. Botsch spricht den »beanstandeten Einlassungen« sogar eine »besondere Radikalität« zu, weil sie wiederholt die »Möglichkeit einer Veränderung« verneinen würden. Schließlich rückt er Sarrazin noch in die Nähe von »antidemokratischen, rechtsextremen Parteien«, weil seine Aussagen Vorurteile zum Zwecke des inszenierten Tabubruchs mobilisieren und konstruieren würden, verbunden mit weitreichenden »Handlungsvorschlägen an die Politik«.

Wenn das Ergebnis so eindeutig ist, wie Botsch behauptet, stellt sich die Frage, wieso die Staatsanwaltschaft die Ermittlungen wegen des Vorwurfs der Volksverhetzung gegen Sarrazin bereits im vergangenen Jahr eingestellt hat. Unter diesen Vorwurf fallen gerade auch Äußerungen, die die Menschenwürde anderer dadurch angreifen, daß sie »Teile der Bevölkerung beschimpfen, böswillig verächtlich machen oder verleumdern«. Was sonst wäre die Konsequenz des Rassismus, der »Theorie, nach der bestimmte Menschentypen oder auch Völker hinsichtlich ihrer kulturellen Leistungsfähigkeit anderen von Natur aus überlegen sein sollen« (*Deutsches Universalwörterbuch*)? Klassisch wird unter Rassismus die pauschale Behauptung verstanden, die eigene Rasse sei höherwertiger als andere.

Sarrazin hat solches nie behauptet. An keiner Stelle spricht er von Rassen. Das muß er allerdings auch nicht, um rassistische Äußerungen zu tätigen, da sich der Begriff Rassismus von seinem eigentlichen Wortgehalt völlig abgekoppelt hat – eine logische Konsequenz aus der mittlerweile gängigen Meinung, daß es gar keine Menschenrassen gebe und daß bereits die Behauptung, daß es welche gebe (ohne Wertung) Rassismus sei. Der Begriff ist sinnentleert, oder präziser: neu aufgeladen.



Unzulässige Verallgemeinerung?
(Bild aus Wilhelm Buschs
Die Rache des Elefanten)

Ein Mohr, aus Bosheit und Pläsier, Schießt auf das Elefantentier.

Diese Tatsache macht sich Botsch zunutze, indem er einerseits mit dem Begriff Rassismus ein anderes Phänomen beschreibt als das, welches das Wort eigentlich meint; andererseits kann und will er natürlich nicht von diesem Wort lassen, denn es ist hervorragend geeignet, Sarrazin öffentlich in Mißkredit zu bringen und ihn eben doch als einen klassischen Rassisten erscheinen zu lassen, der andere Rassen für minderwertig hält. Denn der unbedarfte Zeitgenosse verbindet trotz der Deutungsakrobatik der Rassismustheoretiker unserer Zeit ganz handfeste Dinge mit diesem Wort: Rassegesetz, Herrenrasse, Lager, gelber Stern, Apartheid.

Botsch definiert Rassismus im Anschluß an den tunesischen Soziologen Albert Memmi, dessen Rassismusdefinition die am »breitesten akzeptierte« sein soll, als »die verallgemeinerte und verabsolutierte Wertung tatsächlicher oder fiktiver Unterschiede zum Nutzen des Anklägers und zum Schaden seines Opfers, mit der seine Privilegien oder seine Aggression gerechtfertigt werden soll«. Rassismus bestehe bereits in der »Hervorhebung von Unterschieden, in einer Wertung dieser Unterschiede und schließlich im Gebrauch dieser Wertung im Interesse und zugunsten des Anklägers«. Daß die konsequente Anwendung dieser Formel anthropologische Forschung unmöglich macht, ist leicht einzusehen. Memmi selbst hat sich durch seine eigene Definition nicht davon abhalten lassen, die Einwanderer in Frankreich kritisch zu beurteilen und somit selbst als Rassist zu gelten – eine Zwickmühle, auf die sogar die Jedermann-Enzyklopädie *wikipedia* hinweist.

Botsch muß um dieses Dilemma wissen und versucht in seinem Gutachten zeitweilig das Syndrom der »Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit« (von Wilhelm Heitmeyer »entdeckt«) zur Anwendung zu bringen. Dieser Terminus wäre für den Aufbau einer Kampagne gegen Sarrazin jedoch zu sperrig. Botsch hat ihn auch nicht beibehalten, sondern zuletzt doch auf den »Rassismus ohne Rassen« gesetzt, ohne den inneren Wi-

derspruch aufzulösen. All dies zusammengenommen liegt der Schluß nahe, daß Gideon Botsch keine wissenschaftliche Arbeit abgeliefert hat, sondern so etwas wie ein Gefälligkeitsgutachten, das einen bestimmten Zweck erfüllen soll.

Die eigentliche Textanalyse des Sarrazin-Interviews verläuft dann auch in abgesteckten Bahnen. Daß Sarrazin differenziert, erscheint unter diesem Blick nicht als notwendige Voraussetzung für einen Erkenntnisgewinn, sondern im Zusammenhang mit Wertungen und Verallgemeinerungen als notwendige Voraussetzung für Rassismus. Die Frage, um die es eigentlich gehen müßte, wird nicht gestellt: ob nämlich die Differenzen, die Sarrazin benennt, konstruiert sind oder der Realität entsprechen. Erst dann wäre sinnvoll über den Rassismus-Vorwurf zu sprechen, der nach klassischem Verständnis im Fall Sarrazins nur berechtigt wäre, wenn die Aussagen nicht zuträfen. Botsch macht es sich in dieser Frage recht einfach: »Nicht zu erörtern ist die Faktizität einzelner Behauptungen, ihre Interpretation oder Wertung, soweit dies nicht für die Frage rassistischer Inhalte relevant ist.« Um aber festzustellen, ob eine Behauptung in diesem Sinne relevant ist, muß man wissen, ob sie wahr oder falsch ist.

Entweder wollte sich Botsch diese Arbeit nicht machen (im Gegensatz etwa zur Studie *Der Fall Sarrazin* des Instituts für Staatspolitik) oder er hat eingesehen, daß es nicht so leicht ist, bestimmte Fakten, die Sarrazin nennt, als rassistische Hirngespinnste zu entlarven. Es spricht einiges für den letzteren Fall, und so muß man sagen: Vom eigentlichen Gegenstand der inkriminierten Aussagen Sarrazins hat Botsch nicht die geringste Ahnung. Dennoch fühlt er sich berufen, über Sarrazin das Verdikt »rassistisch« zu verhängen. Eine Hintertür hat er sich allerdings offengelassen, wenn er schreibt, »daß der mögliche Nachweis rassistischer Elemente in einem Text keineswegs gleichzusetzen ist mit der Bezeichnung seines Urhebers als »Rassist««. Aber wer ist Rassist, wenn nicht der, der sich rassistisch äußert? Botsch scheint es selbst nicht so genau zu wissen.

Kracht lesen – Ästhetischer Fundamentalismus

von Johannes Schüller

Zehn Jahre nach dem Mauerfall 1989 trafen sich fünf »parfümierte Popschnösel« (so Henryk M. Broder) im Berliner Hotel Adlon. Während ihrer Gespräche über Musik, Prada-Schuhe und die RAF wurde zu Füßen der Fünfsterne-Unterkunft ein antifaschistisches Grillfest angekündigt. Die »parfümierten Popschnösel« Joachim Bessing, Eckhart Nickel, Alexander von Schönburg, Benjamin von Stuckrad-Barre und Christian Kracht quittierten das mit einem Spaziergang »Unter den Linden«. Stuckrad-Barre resümierte schließlich im Adlon: »Es war eigentlich die unmotivierteste Demonstration, die ich je schaute.«

Der deutsche Blätterwald echauffierte sich nicht zuletzt aufgrund solcher Nonchalance. »Arroganz und Überdruß« warfen Broder und Mohr im *Spiegel* dem Quintett vor: »angestregten Insider-Jargon, und übrig bleibt die pure Oberfläche der Warenwelt«. Und Feridun Zaimoglu schimpfte in der *Zeit* auf »entfesselte Mittelstandsmucker gestriger Chipspartys«. Die Schriftsteller seien in erster Linie ihrer eigenen popkulturellen Konsumbeschwörung erlegen. Und speziell bei Christian Kracht bliebe alles »reaktionäres Kunsthandwerk, Weltwulst-Lamento, Westentaschenroyalismus«.

Zwei vorwurfsvoll gemeinte und oft schwammig definierte Begriffe hängen diesem Kracht bis heute an: »Dandy« und »Popliterate«. Aber das ist – mittlerweile – ein bißchen zu wenig und zu billig. Auch »rechts« trifft es nicht, obwohl diese Zuschreibung zunächst für die rechte Avantgarde der Grund war, Kracht sehr genau zu lesen. Zu Recht: Man stößt in seinen Texten häufig auf eine zweite hermeneutische Ebene, auf »ungeahnte Abgründe, auf eine komplexe Welt hinter der Oberfläche der Texte« (Johannes Birgfeld, Claude D. Conter: *Christian Kracht. Zu Leben und Werk*, Köln 2009). Denn der Analogieschluß zwischen Popkultur, Dandyismus und Oberflächlichkeit stimmt zumindest dann nicht, wenn man ihn auf Kracht anwendet. Dies liegt auch in der Schwammigkeit des Begriffs »Popliteratur« begründet. »Chri-

stian Kracht ist ein Phänomen, dem sich die neuere deutsche Literaturwissenschaft nicht stellt, weil sie ihm nicht gewachsen ist«, resümiert Mara Delius dementsprechend in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* vom 1. November 2009.

Kracht wurde am 29. Dezember 1966 im schweizerischen Saanen geboren. Sein Vater Christian Kracht war der Generalbevollmächtigte des Axel Springer Verlags. Kracht erhielt neben der schweizerischen Staatsbürgerschaft auch den Paß des landlosen Staates »Neue Slowenische Kunst«. Deren berühmteste Bürger sind – neben Kracht – die Mitglieder der Industrial-Band Laibach.

Bereits 1995 erschien Krachts erster Roman *Faserland*. In einer apathischen Ich-Erzählperspektive beschreibt ein anonym erdanzwanger eine Reise durch Deutschland zwischen Champagnerpartys und dem ICE-Bordtreff. Er leidet an einer schwer greifbaren Leere inmitten des fröhlichen Konsums und registriert die Machtlosigkeit gegenüber eigenem und fremdem Verfall, während sein Weg weiterhin von gebügelten Gucci-Hemden und Barbour-Jacken gesäumt ist. Haß steigt auf, als ein Passant über seinem türkisfarbenen Porsche erbricht. Mit einem geplanten Besuch am Grab Thomas Manns deutet sich eine positive Wendung an. Doch die Suche nach dem Grab scheitert. Im Zeichen eines kotenden Hundes bricht Kracht den Pilgerweg ironisch. Die Ruderfahrt des Protagonisten über den Zürichsee endet in der Leere des Wassers, das Schicksal des Anonymen bleibt offen. Neben dem »schönsten, elegantesten Deutsch, das derzeit zu lesen ist« (Gustav Seibt), deutet sich hier ein in Krachts Romanen kontinuierlich weitergeschriebener Topos an: das Verschwinden in der Stille.

Das deutsche Feuilleton feierte *Faserland* vor allem als »Ikone der deutschen Pop-Literatur« (Birgfeld und Conter). Elke Buhr etwa sah in *Faserland* eine »Unterwerfung aller Lebensfragen unter das Primat des Stils« (*Frankfur-*

ter Rundschau 10.10.2001), und Kracht selbst befeuerte diese Wahrnehmung erst jüngst, als er in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* (20.9.2009) äußerte: »Die Unterhaltung kommt bei mir immer an erster Stelle!« Das sollte man auch dann ernst nehmen, wenn man zu der von Conter und Birgfeld beschriebenen zweiten Lektüreebene bei Kracht vorstößt. Hier erschließt sich der Blick auf den von Oliver Jahraus und Gustav Seibt beschriebenen »ästhetischen Fundamentalismus« als »radikalisierte Form« erzählerischer Autonomie (Oliver Jahraus: *Ästhetischer Fundamentalismus*, in: Birgfeld/Conter: *Christian Kracht*): Er ist – an Ernst Jünger geschult – gekennzeichnet durch einen leidenschaftslosen, kalten, amoralischen, exakt registrierenden Blick auf die (selbstentworfenen) Szene.

Wenn in *Faserland* noch der untergründig suggerierte Ekel vor einer Welt der Modemarken und des Champussaufens dominiert, arbeitet Kracht im 2001 erschienenen Roman 1979 stärker den Moment der Auflösung heraus. Der Weg eines schwulen Dekadents beginnt auf einer Party in Teheran und endet nach einer Reise zu Tibets heiligem Berg in einem chinesischen Arbeitslager. »Ich hatte mich von allem Unwichtigen frei gemacht, ich wollte nichts mehr, ich war frei.« Es gehört zur Wucht Krachts Erzählens, daß er den Wunsch danach, ein guter Gefangener zu sein, als Freiheit beschreibt, und die sozialistische Selbstkritik innerhalb des Lagers als Therapie. In der französischen Übersetzung übersetzte man die pessimistisch anmutende Erzählung zur Islamischen Revolution im Iran bezeichnenderweise mit *Fin de party*. Dahinter dürfte sich nicht allein eine semantische Anlehnung an Samuel Becketts Einakt-Drama *Fin de partie* verbergen.

1979 hat gereicht, um Kracht eine ebenso ernsthafte wie moderne Leserschaft zu sichern. Jedoch gehört es vielleicht zum Konzept Krachts, diejenigen mit einer seltsamen Kombination aus Ästhetizismus und Spielerei zu vergraulen, die ihm Erkenntnisschritte zutrauten: Kracht gab gemeinsam mit Eckhart Nickel zwischen 2004 und 2006 die Literaturzeitschrift *Der Freund* heraus. Geschrieben wurde in Deutsch, Englisch und Französisch, endlos langweilige Interviews zogen sich über fünfundzwanzig Seiten. Er hat damit Leser verloren – und nicht die schlechtesten.

Aber ihm ist Wiedergutmachung gelungen, und zwar mit seinem vorerst letzten Roman: *Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten* stellt die Schweiz als Sowjetrepublik vor. Lenin war nicht nach Rußland gereist, sondern bei Zürich verblieben, und nun führt die kommunistische Schweiz seit sechsundneunzig Jahren Krieg gegen die faschistischen Staaten im Norden. Sie hat nebenbei große Teile Afrikas erobert, um in Savanne und Wüste Städte zu errichten und den Fortschritt zu bringen. Vor allem aber rekrutiert die Schweiz Truppen für den Kampf in Europa. Krachts Roman ist aus der Perspektive eines schwarzen »Parteikommisars« (*lingua helvetica!*) geschrieben, der im Heer der »Schweizerischen Sowjetrepublik«



dient. Sein Auftrag führt ihn auch in das unterirdische Tunnelsystem Réduit, den Kern des Sowjetstaates unter den Schweizer Alpen. »In dem Réduit, so schien es mir, hatte sich in den Jahrzehnten ihres Fortbestehens Anarchie eingestellt, da sie nicht zu erobern war«, schlußfolgert er und verläßt seine neue Heimat in Richtung eines klaren, überschaubaren, pulsierenden Afrika. So kann *Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten* als dystopischer Roman über den Untergang des weißen Mannes gelesen werden.

Spätestens mit diesem Roman nun zeigte sich, wie unzureichend die Begriffe »Dandy« und »Popliteratur« sind, um das Werk Christian Krachts zu erfassen. Vielmehr bedarf es einer gründlicheren Lektüre, um den »ästhetischen Fundamentalismus« des vermeintlichen Dandys wirken zu lassen. Auf einen Nenner gebracht: Kracht nähert sich der Bestimmung radikaler Abkehr an, die Rainald Goetz vornahm: »Das Gespräch gilt es zu meiden. Denn das Gespräch macht dumm. All jene zum Welterkennen und Weltdenken notwendigen Tugenden: Eis, Unerbittlichkeit, Strenge, Zorn, Grazie.« (Rainald Goetz: *Hirn*, Frankfurt am Main 1986.)

Literatur (Auswahl):

Faserland. Roman, Köln 1995. Zuletzt erschienene Neuauflage München 2002.

1979. Roman, Köln 2001. Zuletzt erschienene Neuauflage München 2003.

Der Freund. Herausgegeben von Christian Kracht und Eckhart Nickel, Berlin 2004–2006.

Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten. Roman, Köln 2009.

Nicht alle sind Elite

von Johann Ludwig

Daß sich geschichtliche Tatsachen zweimal ereignen – »das eine mal als Tragödie, das andere Mal als Farce« (Karl Marx) – erscheint in bezug auf die deutsche Hochschulpolitik nur als Halbwahrheit. Das erste Mal war nämlich alles andere als eine Tragödie: Wilhelm II. und seine Wissenschaftspolitiker schufen ein Bildungssystem, das ebenso zeitgemäß wie erfolgreich war und Deutschland zum weltweiten Vorbild machte. In Schule wie Hochschule erreichte man das durch konsequente Elitenförderung bei gleichzeitiger Breitenbildung. Daß so etwas nur in einem von leistungsorientierter Auslese geprägten differenzierten Bildungswesen möglich war, verstand sich damals von selbst – womit wir bei der Wiederholung dieser geschichtlichen Tatsache als Farce wären, bei der deutschen Hochschulpolitik der Gegenwart.

In den 1960ern wurde hierzulande eine Bildungskatastrophe ausgerufen und durch immer neue egalitaristische Reformen auch tatsächlich herbeigeführt. Das führte zu einem sukzessiven Niveauverlust der Studiengänge, der aber mit dem massenhaften Zustrom ungenügend vorbereiteter und unzureichend begabter Studenten nicht mithalten konnte. Die Zustände an den Universitäten wurden dadurch so unerträglich, daß von politischer Seite eingegriffen wurde. Es sollten »Eliteuniversitäten« geschaffen werden, um den Hochbegabten eine adäquate wissenschaftliche Ausbildung zu sichern, und gleichzeitig sollte der »Bologna-Prozeß« das Studium verschulen, um den Fähigkeiten und der Zahl der restlichen Studenten Rechnung zu tragen.

Zur Farce wurden die Reformansätze, weil sie nur durchführbar gewesen wären unter der Bedingung einer Wiederherstellung von Prinzipien, die man bisher bekämpft hatte: Leistung und Auslese. Da man das nicht wollte, wurde so getan, als könne die Hochschule ohne Differenzierung alle einander direkt widersprechenden Ziele erfüllen. Auf den damit verbundenen Schwindel hat nun ein von Jürgen Kaube herausgegebener Sammelband aufmerksam gemacht (Jürgen Kaube: *Die Illusion der Exzellenz. Lebenslügen der Wissenschaftspolitik*,

Berlin 2009): »Man muß blind sein, um nicht zu sehen, daß die Ausstattung immer größerer Anteile eines Jahrgangs mit Hochschulzertifikaten und die Förderung von Begabung nicht mit denselben Maßnahmen zu erreichen sind.«

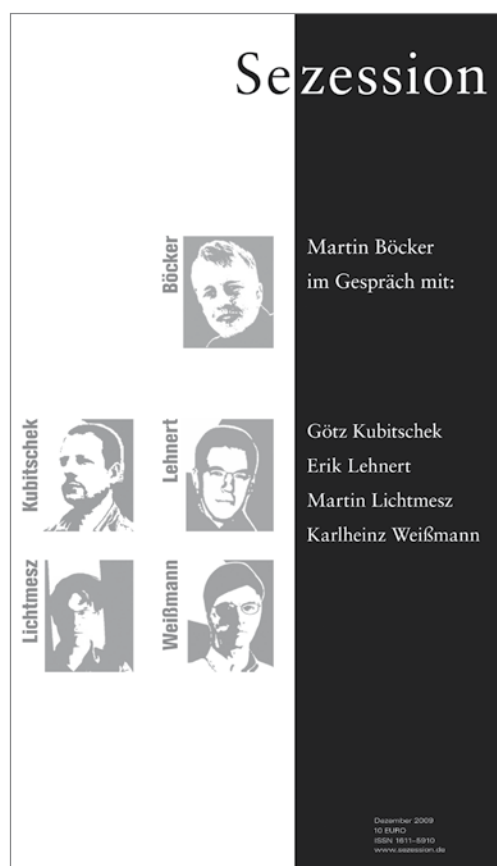
Der Band versammelt Hochschullehrer verschiedener Fachrichtungen, die auf konkrete hochschulpolitische Probleme hinweisen. Wegen der Grundsätzlichkeit ihrer Fragestellung stechen die Beiträge Kaubes und Wolfgang Eßbachs hervor. Eßbach zeigt, daß der Bologna-Prozeß systematisch fachliche Qualifikation untergräbt, das Studieverhalten demoralisiert und die Gleichheit der Bildungschancen zerstört zugunsten einer Gleichheit der Bildungsabschlüsse. Das ganze wird getragen von einer Professorenschaft, die seit Jahrzehnten »verantwortungslose Überfüllungspolitik, die Verwahrlosung der Universität, den Abbau von Leistungskontrollen, das Durchwinken bei Zwischenprüfungen, das Absenken des Niveaus« betreibt. Kaube weist darauf hin, daß dieselben Gründe zur Zerstörung des ursprünglichen Impulses der Exzellenzinitiative geführt haben, die nun die Universität zu einer eierlegenden Wollmilchsau nach dem Prinzip »Alle sind Elite« gemacht hat.

Kaube ist als Redakteur der FAZ zuständig für Wissenschafts- und Bildungspolitik und zeigt in dieser Funktion zunehmend die Tendenz zu einer Art linkskonservativem Denken, das sich darin äußert, daß er zwar keinen offenen Bruch mit der herrschenden linken Weltanschauung vollzieht, sie aber um so genüsslicher vorführt vor dem Forum von Vernunft und gesundem Menschenverstand. Weil dies sein vorrangiges Interesse ist, stellt er auch – noch – nicht die weiterführende Frage nach den Konsequenzen aus dem Verfall der Hochschulen. Diese Konsequenzen werden sich allerdings kaum von denen aus dem Verfall der übrigen Institutionen von Staat, Kirche und Armee unterscheiden: Solange weder eine Revolution »von oben« noch ein erfolgreicher Marsch durch die Institutionen »von unten« in Sicht ist, bleibt den verbliebenen Resten nichts als Ausharren und das Bilden von Traditionskompanien.

Viel ist gesagt worden, viel wurde und wird geschrieben über die »Neue Rechte«. Aber immer nur über: über die Szene und über ihre Protagonisten. Das ist zu wenig, es war an der Zeit, mit den Leuten selbst zu reden.

Martin Böcker im Gespräch mit:

- Götz Kubitschek,
- Erik Lehnert,
- Martin Lichtmesz,
- Karlheinz Weißmann



Sonderheft Sezession
20 Seiten, geheftet mit Abbildungen, 5 €

Sezession

Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42 · www.sezession.de



KR ohne Mann

Thomas Mann: *Betrachtungen eines Unpolitischen*. Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd 13.1 (Text) und Bd 13.2 (Kommentar), herausgegeben, textkritisch durchgesehen und kommentiert von Hermann Kurzke, Frankfurt a. M.: S. Fischer 2009. 644 + 781 S., in Kassette, 80.00 €

Armin Mohler hat einmal Thomas Mann in Vergleich zu Charles Maurras gesetzt und geäußert, daß Mann das Zeug gehabt hätte, der bedeutendste Vertreter der literarischen Rechten in Deutschland zu werden, aber er habe sich dagegen entschieden; das sei ein Verlust für die Rechte, aber ein Gewinn für die Literatur gewesen; Maurras habe in Frankreich den umgekehrten Weg eingeschlagen: ein Gewinn für die Rechte, aber ein Verlust für die Literatur.

Mohler bezog sich vor allem auf den Mann der *Betrachtungen eines Unpolitischen*, jenes zuerst 1918 erschienenen Buches, das der Autor später zu korrigieren, dann vergessen zu machen suchte, als er auf die Seite der liberalen Demokratie übergegangen war, das ihn aber unter die Geburtshelfer der Konservativen Revolution stellt. In seinem Kommentar zu den *Betrachtungen*, der jetzt als Band 13 der Großen Frankfurter Ausgabe von Manns Werken erschien, hat Hermann Kurzke nicht nur Seite für Seite die Anspielungen, die Zitate, Übernahmen und Exzerpte erläutert, sondern auch die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Buches rekonstruiert.

Das Werden des Buches zu klären, war um so schwieriger, als Mann seine Tagebücher aus der Zeit des Ersten Weltkriegs während der Jahre im amerikanischen Exil verbrannt hat und Kurzke auf Briefe, die erhaltenen Teile der Bibliothek und Rückschlüsse aus dem Inhalt angewiesen war. Was er zu Tage fördert, ist im einzelnen wenig überraschend, etwa die

Menge direkter oder indirekter Bezugnahmen auf Nietzsche oder Taine, Dostojewski oder Lagarde, Carlyle oder Hegel, die Bedeutung der konservativen Tagespresse, der *Süddeutschen Monatshefte* oder der Traktatliteratur und die Selbstverständlichkeit, mit der alle Topoi der »Ideen von 1914« vorkommen. Erstaunlicher schon, in welchem Maß sich Mann bei anderen Autoren bedient hat, wie viele ausgesprochen glänzende Formulierungen eigentlich nicht auf ihn selbst zurückgehen. Solche Unselbständigkeit macht sich auch im weltanschaulichen Kern bemerkbar, und man wird angesichts dessen, was Kurzke anführt, seinem Urteil kaum widersprechen: »So stellt Thomas Mann sich zwar in die Tradition des konservativen Denkens, kennt aber deren klassische Texte (Burke, Gentz, Tocqueville) und Gegentexte (Rousseau, Robespierre, Proudhon) nicht oder nur marginal und sekundär.«

Was die Kommentierung der *Betrachtungen* und die Darstellung ihrer Entstehungsgeschichte angeht, hat Kurzke eine gültige, in ihrer Gelehrsamkeit beeindruckende Arbeit vorgelegt. Auch das längst anerkannte Bild des politisierenden Schriftstellers Mann, der sich seiner Sache nie ganz sicher war, mit seiner scharfen Absage an den »Zivilisationsliteraten« doch auch sich selbst meinen mußte und das ironisch wieder zurücknahm; der mit der Dekadenz kokettierte, wenn er an ihr litt, wird kaum zu bestreiten sein. Aber es gibt bei Kurzke eine Neigung, diese Aspekte überzubetonen und Mann auch da politisch nicht ernstzunehmen, wo er es verdient hätte, oder genauer: wo seine Umwelt der Meinung war, daß er ernstgenommen werden mußte und er den Verlauf der politischen beziehungsweise metapolitischen Debatte mitbestimmte. Dieses Defizit hat zu tun mit einer partiellen Wahrnehmungsschwäche Kurzkes im

Hinblick auf die Rezeption der Betrachtungen. Er kennt offenbar einen Teil der Quellen nicht oder nicht genau genug, die hätten herangezogen werden müssen, vor allem die Zeitschriften der Konservativen Revolution. Das Bild der Diskussion in den Zirkeln der alt- und neurechten Intelligenz, das er zeichnet, hätte dadurch ergänzt, teils korrigiert werden können. Die Wirkung der *Betrachtungen* war jedenfalls nicht episodisch. Sie ist auch nicht mit einem Verweis auf den Widerwillen von Adolf Bartels zu erledigen, wie Kurzke nahelegt. Die Enttäuschung über den »gewendeten« Thomas Mann, den man zum eigenen Lager gerechnet hatte, wirkte lange nach. Das von Kurzke herangezogene Material ist dafür nicht repräsentativ, wohl aber die Erbitterung und Enttäuschung eines so rabiaten Bürgerfeindes und Nationalisten wie Friedrich Georg Jünger, der noch 1928 (in einer Rezension des *Zauberbergs*) mit dem Gesinnungswandel haderte.

Das Bemühen, die *Betrachtungen eines Unpolitischen* zu marginalisieren, als eine Art Fehltritt und für unerheblich zu erklären, entspricht Wünschen der Mann-Verehrer wie der Mann-Verächter. Die einen hätten ihn am liebsten nur als Schriftsteller, die anderen sehen in ihm einen vaterlandslosen Gesellen, den, wenn sonst nichts, dann seine Rundfunkbeiträge für die Alliierten während des Zweiten Weltkriegs richten. Aber so einfach kann man es sich mit diesem Autor und den *Betrachtungen* nicht machen. Um noch einmal auf die Parallele Mann-Maurras zu kommen: David Levy schrieb, niemand könne von sich sagen, daß er zur Rechten gehöre, wenn er nicht bei der Lektüre von Maurras regelmäßig das Empfinden habe: »So ist es!« Dasselbe ließe sich von der Lektüre der *Betrachtungen* sagen.

Karlheinz Weißmann

Salonkultur mit Hitler

Wolfgang Martynkewicz:
*Salon Deutschland. Geist
und Macht 1900–1945*,
Berlin: Aufbau-Verlag
2009. 450 S. 24,95 €.

Wenn das »angeblich so markante Dritte Reich« tatsächlich ein »Reich der verfließenden Übergänge« (A. Mohler) war, dann gilt diese Unübersichtlichkeit erst recht für die Weltanschauungskämpfe der vorangehenden Jahrzehnte. Ein Feld, das man zu Recht als »spannend« beschreiben darf. Wolfgang Martynkewicz' Fokus gilt den Empfängen, die das Verlegerehepaar Hugo und Elsa Bruckmann in seinen Münchener Salons zwischen 1899 und 1941 veranstaltete. Bruckmann war Verleger von Houston Stewart Chamberlains 1100seitigem Weltanschauungsbuch *Grundlagen des XIX. Jahrhunderts* (1899), dem Debattenstoff seiner Zeit. Das dezidiert antisemitische Werk (wohlgermerkt: der jüdische Wagner-Dirigent Levi hatte Chamberlain an Bruckmann empfohlen!) des leidenschaftlich dilettierenden Multi-Wissenschaftlers und Weltreisenden wurde bald Pflichtlektüre für Lehrer und Offiziere; bis zum Ersten Weltkrieg verkaufte es sich fast 100.000mal. Zum Freundeskreis der Bruckmanns zählten das Ehepaar Wolfskehl, Hermann Graf Keyserling, Harry Graf Kessler und der schillernde, weitgereiste Physiognomiker Rudolf Kassner. Gelegentlich waren Alfred Schuler, Walther Rathenau und Stefan George zu Gast; mit Rilke, Ludwig Klages und von Hofmannsthal führte die Dame des Hauses, eine spärlich begnadete Laiendichterin, zudem intensive Korrespondenzen. In den prominenten Briefwechseln, aus denen Martynkewicz hier zitiert, und in den Salongesprächen wurde mit Chamberlain und durch vielfältige ähnliche Versuche einer »Gesamtinterpretation« der Geist der kommenden Zeit antizipiert und, mehr noch, herbeigesehnt. Was ist Größe, was Persönlichkeit,

wer sollte künftig herrschen, und wie? Der »Künstlersouverän« galt weithin als der Mann der Stunde, man rühmte die Kultur und verachtete die Zivilisation, das – positiv besetzte – Wort vom »neuen Barbaren« machte die Runde. Das Wesen der Deutschen war ein »Werdendes«, stets im Kommen begriffenes. Norbert von Hellingrath kontrastierte das »Volk Goethes« und dessen universalen Bezugspunkt mit dem »Volk Hölderlins«, weil des deutschen Wesens »innerster Glutkern unendlich weit unter der Schlacken-Kruste« liege, so verborgen, daß er »Nicht-deutschen wohl nie zugänglich« sein werde. Der Jude hingegen wurde zur Projektionsfläche dessen, was man als Zersetzungsgefahr der Moderne begriff. Der Publizist und Totalitarismuskritiker Fritz Gerlich, der das Schlagwort vom »jüdischen Bolschewismus« aufbrachte und seit 1919 Gast bei Bruckmanns war, empfand das Judentum als Gefahr, weil es die »Eigentümlichkeit« besitze, »sich der stärksten geistigen Richtung anzuschließen, in dessen Mitte es lebt (...) Unter Völkern mit stark entwickeltem Nationalismus ist der Jude deshalb auch nationalistisch gerichtet.« Um russische Verhältnisse zu verhindern, plädierte er für eine volle Teilhabe der Juden am Gemeinschaftsleben. Mit Chamberlains vom rein Rassistischen fortweisenden »Kompromiß«, daß man »Jude sein kann ohne Jude zu sein, und daß man nicht ›Jude‹ zu sein braucht, weil man einer ist«, konnten sich viele der im Salon ein- und ausgehenden »Wissenschaftskünstler« anfreunden. Klar war: Feste Kategorien waren gefragt, »mensenkundliches« Orientierungswissen wie die Physiognomik, die Graphologie und die »überpersönliche« Rassenkunde nahmen wissenschaftlichen Rang ein. 1932 traten die Bruckmanns der NSDAP bei. Er, obgleich

nie fanatischer Anhänger der Bewegung wie seine Frau, die Hitler sogar während dessen Haftzeit exklusiv besucht hatte, wurde Abgeordneter. Da wurden längst Hitler, Rosenberg sowie der Großindustrielle Kirdorf im Salon empfangen, während andere Weggefährten nun fernblieben. Daß es weder die Lesebändchen der vornehm gestalteten (Salon!) Ausgabe noch die freischwebend-assoziativen Kapitelüberschriften vermögen,

einen roten Faden durch dieses Buch beizusteuern, ist nur ein kleiner Wermutstropfen in diesem ausholenden Werk. Angesichts der Materialfülle ist verzeihlich, daß gleich dreimal zitiert wird, daß Elsa Bruckmann sich nach der durch den Kriegstod ihres Neffen (Hölderlin-

forscher von Hellingrath, der als eine Kristallisationsfigur innerhalb des Salons wirkte) verursachten Depression durch Hitlers Stimme »wie aufgerichtet« fühlte. Ebenso, daß Martynkewicz gelegentlich so verkürzt wie salopp von Ansichten »der Nazis« spricht, wo er doch rundum aufzeigt, daß gerade in der sogenannten »Kampfzeit« die Parteiszenen keineswegs als weltanschaulicher Monolith anzusehen war. Nichtsdestoweniger liest sich das Buch ganz hervorragend, bisweilen romanhaft. Allein wegen der Fülle seiner – teils bisher unerschlossenen – Quellen lohnt die Lektüre. Ein Personenverzeichnis erleichtert die Orientierung und macht das Ganze zu einem profunden Nachschlagewerk. Erfreulich auch, daß der Autor nie versucht, den heißen Herzen der Denker einer »anderen Moderne« gleichermaßen erhitzt mit dem (Besser)Wissen des Nachgeborenen entgegenzutreten. Kühl wird dargelegt, eingeordnet – der volkspädagogische Zeigefinger bleibt außen vor.

Ellen Kositzka



Schöne Literatur

Iris Hanika: *Das Eigentliche*. Roman, Graz: Droschl 2009. 176 S., 19,00 €

Stolpersteine heißen die knapp über das Niveau der Gehsteige hinausragenden Erinnerungsbrocken, die überall dort verlegt werden, von wo aus Juden abgeholt wurden. Frambach, die Hauptperson in *Das Eigentliche*, achtet auf jedem Gang strickt darauf, keines dieser Miniaturdenkmale zu betreten: »Daran mußte er sich nicht eigens erinnern, denn sein hölzerner Körper ging von selbst sehr sorgsam, es saß ihm in den Knochen.« Solche Sätze schreibt die nicht eben unbekannte, sondern 2008 mit *Treffen sich zwei* für den Deutschen Buchpreis nominierte Autorin Iris Hanika. Nun hat sie einen Roman »nach Auschwitz« vorgelegt: Denn für Frambach ist die Shoa »das Eigentliche«, die Sinnstiftung, um die sein ganzes Leben kreist. Mechanismus und Grad solcher Abhängigkeit verdeutlicht Iris Hanika auf geradezu absurde Weise durch eine Spiegelung: Auch die beste (und einzige) Freundin Frambachs hat ein Eigentliches, und zwar einen Liebhaber, durch ausschließlich den sie zu leben vermeint. Auch Frambach (schwer an Ingeborg Bachmanns »Ungeheuer mit Namen Hans« erinnernd) lebt ausschließlich durch sein Eigentliches. Er ist – man muß es so sagen – ein nach hinten in die Geschichte orientierter, von Hitlers Tun und Lassen abhängiger und dadurch vollständig außengeleiteter Mensch. Er arbeitet im Amt für Vergangenheitsbewirtschaftung, einem Archiv im Herzen Berlins. Deutschland hat »das Gedenken an das Verbrechen der Vergangenheit zu seiner immerwährenden Aufgabe erklärt« (schreibt Iris Hanika), und daraus kann man ableiten, daß Auschwitz der »Gründungsmythos« der Bundesrepublik Deutschland sei (sagte Joschka Fischer). Der zweifelsohne notwendigen Erinnerung aber hat sich

– befördert durch solcherlei Freibriefe – mittlerweile eine »Holocaust-Industrie« (Norman Finkelstein) bemächtigt. Die Frage, die Iris Hanika in ihrem knappen Roman stellt, aber nicht beantwortet, lautet: Wie oft wird Hitler noch besiegt? Und sie deutet eine Antwort an: Hitler wird so lange immer wieder reanimiert, solange er für gute Umsätze geradesteht. Sie sagt diese Ungeheuerlichkeit nicht geradezu frei heraus, sondern durch die Plazierung einer Liste mit Stilblüten in der Mitte des Buches: Darunter die Aussage einer Frau, die begeistert von einem Treffen des Internationalen Auschwitz-Komitees erzählt – sie habe dort die »Crème de la crème« der Überlebenden getroffen. Es geht auch eine Stufe drunter: Nicht ohne Grund titelt der *Spiegel* jährlich zwei, drei Mal mit Hitlers Konterfei (die *Sessession* noch nie, übrigens!). *Das Eigentliche* zeigt, wie die Verwandlung des Gedenkens in eine Bewirtschaftung dieses Gedenkens irgendwann in Geschäftstüchtigkeit (etwa Hollywood) endet – und uns Deutsche von unserer Geschichte abtrennt: »Juden und Nazis sind andere Wörter für ›die Guten‹ und ›die Bösen‹ geworden, und ›die Deutschen‹ in diesen Filmen sind nicht wir.« Wer sind wir dann? Vielleicht geht es manchem von uns wie Hans Frambach, der eines Tages ganz undiszipliniert das Amt für Vergangenheitsbewirtschaftung schon zur Mittagszeit verläßt, weil er seine Arbeit überhat. Iris Hanika fügt an dieser Stelle drei leere Seiten in ihren Roman ein, auf denen jeweils die Worte »Raum für Notizen« stehen. Das ist eine Aufforderung an die Leser, sich über die eigene Rolle in der längst unangemessenen Vergangenheitsbewirtschaftung Klarheit zu verschaffen: Denn befreiend wird das Shoa-Business nie wirken, ganz im Gegenteil!



Das weiß auch der in die Holocaust-Erinnerung als seinem Eigentlichen eingesperrte Hans Frambach. Und so erinnert er sich bei einer frühmorgendlichen Tasse Tee, daß er sich einmal zu befreien vermochte: Bei einem Besuch des Lagers Auschwitz schritt er den Weg von der Rampe zur Gaskammer nicht ab, sondern vermochte nach einigen Metern abzubiegen, um das Lager zu verlassen

(»Und war frei«). Da war er im Wortsinn nicht mehr außengeleitet, sondern gewann den inneren Dialog gegen ein starres, oktroyiertes Verhaltensmuster. Das Buch könnte nach dieser Schlüsselszene enden. Iris Hanika aber zieht weitere drei leere Seiten ein, auf denen jedoch nicht »Raum für Notizen« steht: Diesen Weg (im doppelten Sinn!) soll man sich nämlich drei leere Seiten lang vorstellen – ohne ihn womöglich zu bewirtschaften.

Volker Mohr: *Der Schlüssel*. Roman, Schaffhausen: Loco-Verlag 2009. 198 S., 22,50 €

F.G. Jünger ist der bei weitem weniger bekannte Bruder des Jahrhundert-Seismographen Ernst Jünger. Aus seiner Feder stammen grandiose Gedichte, seine Überlegungen zur *Perfektion der Technik* (Frankfurt: Klostermann 1946) nahmen die grüne Fundamentalkritik am Fortschritt um drei Jahrzehnte vorweg, und seine Interpretation des altgriechischen Götter- und Halbgötterpersonals (*Griechische Mythen*, Frankfurt: Klostermann 1947, zuletzt 1994) ist in seiner Stoßrichtung verblüffend und fruchtbar. Unter anderem deutet Jünger darin den Prometheus als einen »Arbeiter« und fügt nicht nur damit der ebenso hellstichtigen wie schockierenden Prophetie von »Herrschaft und Gestalt« des Arbeiters durch seinen Bruder Ernst die schwarze Seite hinzu. Dem Schaffhausener Schrift-

steller Volker Mohr ist es mit *Der Schlüssel* gelungen, die spröden, kulturkritischen Schriften Friedrich Georg Jüngers in einen Prosatext zu übersetzen, ohne daß dieser unter dem Gewicht der ungewohnten, komplexen Gedanken zusammengebrochen wäre. Der Protagonist Kilian ist in seinem Haus eingesperrt, er hat seinen Schlüssel verlegt und muß einen anderen finden. Es öffnet sich für ihn eine Kellertür zu einer Parallelwelt, in der die Mechanismen der Verwaltungsverfälschung des Menschen unverdeckt zutage treten. Dort liegt die in der Staatsschuld versteckte Pro-Kopf-Verschuldung des einzelnen tatsächlich in einem Dossier vor, dort ist die Welt fugenlos, der Zugriff lückenlos, der organische Zusammenhang zerstückelt durch den Versuch, einzelne Elemente in den Griff zu bekommen. Der Apparat, der dies vermag, nennt sich *Die Prometheus*, und mit eindrucksvollen Schilderungen und Dialogen gelingt Mohr (ganz im Sinne F. G. Jüngers) die Umdeutung dieser Figur weg von einem Widersacher gegen die Götter zum Wohle der Menschen hin zu einem Frevler am göttlichen Maß. »Dieses Maß ist es, das durch ungeheure Anstrengungen, durch Organisation und Verwaltung wieder gewonnen werden soll«, läßt Mohr eine Frau sagen, die schon mehr weiß als Kilian und die damit dem Apparat nicht Bösartigkeit, sondern Hilflosigkeit attestiert. Diese Einschätzung ist ein wichtiges Kennzeichen für die ruhige, letztlich auf Heilung angelegte Erkenntnisarbeit Jüngers ebenso wie Mohrs. Den Ausweg nämlich weist das Spiel, nicht das infantile natürlich, sondern die Lust am Wettkampf und an der Spannung. Auch in der Beschreibung dieser zweiten Parallelwelt, einer Spielwelt, erweist Mohr sich als gründlicher Leser F. G. Jüngers, der in seinem Buch *Die Spiele* (Frankfurt: Klostermann 1953) unter anderem schreibt: »In der

Welt des Spiels sind weder demokratische noch despotische Regierungen möglich. Sie würde, schon weil Symmetrie und Rhythmus in ihr zunehmen, streng hierarchisch sein, zugleich aber von einer für uns unvorstellbaren Freiheit.« So ist auch Mohrs Spielwelt: Alles ist auf ungezwungene Weise am angemessenen Platz, aber keinesfalls gleichberechtigt. Der Roman verpaßt auch den entscheidenden Schritt weg von dieser Utopia nicht: Kilian verläßt die Spielwelt wieder, weiß aber um die Tür zu ihr. Zurechtkommen muß er dort, von wo aus er zur Erkenntnis aufbrach. Und der verlorene Schlüssel hat sich natürlich auch wieder eingefunden – spielerisch. Wer nach der Aktualität F. G. Jüngers sucht, muß Volker Mohr lesen!

Patrick Hofmann: *Die letzte Sau*. Roman, Frankfurt a. M.: Schöffling 2009. 286 S., 19,90 €

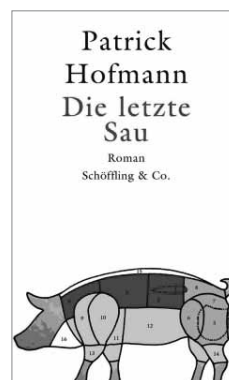
Dieser Roman über die Schlachtung einer Sau ist ein Wenderoman, obwohl er am 5. Dezember 1992 und mithin drei Jahre nach dem Mauerfall spielt. Aber es wirken die Planungen des Braunkohlletagebaus ebenso über die vermeintliche Stunde Null hinaus wie die ausgereiften Künste des Wurstmachens: Das Dorf Muckau – südlich von Leipzig – soll fallen, und so kommt die Schlegel-Sippe bei Oma Herta und Opa Albrecht zusammen, um die letzte Sau zu zerlegen. Wie in einem Theaterprospekt werden die Familienmitglieder vorgestellt, wie in Regieanweisungen wird die Kulisse zurechtgerückt. Dann tritt auf: die Schlachterin (wohl auch ein ausschließlich mitteleuropäisches Phänomen), eine unerhört einnehmende Person, ebenfalls herübertagend aus dem untergegangenen System und auf magisch-weibliche Weise in der Lage, einen

geschlechterparitätischen Arbeitsprozeß zu organisieren. Sie hat ein waches Auge darauf, daß sich keiner drückt oder nur dem eigenen Vorteil zuarbeitet: Selbst beim sexuellen Zwischenspiel in der Wurstkammer achtet sie darauf, daß der Lauscher an der Tür nicht zu kurz kommt. Wie die Sau zu Blut-, Brat-, Sülz- und Leberwurst verarbeitet wird, Rippchen, Schnitzel und Gehacktes abgibt, wird mit Fachkenntnis und Wollust beschrieben. Um die Kunst des Zerlegens geht es aber auch in den Gesprächen während der und zwischen den Arbeitsgängen: Beim Blick auf das Gebaren der Treuhänderin die Wiedervereinigung – da ist sich die schlachtende Sippe einig – zur feindlichen Übernahme der Ostwirtschaft durch Westökonomien, zu einem Schlachtfest, einem Gemetzel. Filetstückchen wechseln zu Spottpreisen den Besitzer, der Rest wird zerschlagen und durch den Wolf gedreht: »Das ist, als ob sich beim Schlachten das Schwein selbst auffrißt. Am Ende steckt es gewissermaßen in seinem eigenen

Darm und ist nicht wiederzuerkennen.« Man kann darüber wettern oder man macht seinen Schnitt: Onkel Wolfgang gehört zu denen, die immer ein bißchen besser informiert sind als die anderen, und er scheut sich nicht, aus diesem Vorsprung Profit zu schlagen, auch

dann, wenn er damit die Familie in Erbstreitigkeiten treiben wird. Der Knoten ist geschürzt, aber da enden die Geschichte und die Wendezeit: Patrick Hofmann hat ein sehr liebevolles, derbes und keinesfalls nostalgisches Buch vorgelegt – das ohne Zweifel an einem jener Orte und in einer jener Szenen angesiedelt ist, wo die geistige Wiedervereinigung wohl erst in fünfzig Jahren gelungen sein wird – und auch dann nur aus Erschöpfung.

Götz Kubitschek



Unübersichtliche Gefilde I: Südafrika

Robert von Lucius: *Nicht von hier und nicht von dort. Umbruch und Brüche in Südafrika*. Mit Fotografien von Jürgen Schadeberg, Halle: Mitteldeutscher Verlag 2009. 238 S., 19,90 €

Von Lucius schildert geschichtliche und kulturelle Aspekte Südafrikas. Grundlage bilden seine (für die FAZ) verfaßten Artikel zwischen 1988 und 2002. Dadurch werden zwangsläufig Momentausschnitte dargestellt, aber kein gänzlich abgerundetes Bild des Landes. Portraitiert werden politische Persönlichkeiten sowie Künstler aus der Anti-Apartheidszene, daneben, wie um das Bild abzurunden, der klischeehaft dümmliche Rassist »Ryno« und der gebildete Musiker und Freiheitskämpfer »Curtis«. Das Buch zeigt die kulturelle Vielfalt, indem es den Leser durch die Slums, den

Karneval der Malaiken bis zur Pferderennbahn der in abgeschotteten Gegenden lebenden Weißen führt. Weiße Arbeiterklasse, Mittelschicht, der buri-sche Minenarbeiter, weiße Slumbewohner kommen sowenig vor wie die ermordeten Farmer. Lucius stellt das »Bunte« in den Vordergrund – und vernachlässigt, was einem Land geschieht, wenn es zu bunt wird. Darauf bedacht, das gesellschaftliche Erbe der Apartheid zu betonen, wagt von Lucius durchaus zaghafte Kritik am ANC. Während er zugibt, daß Kriminalität und HIV das Land bedrohen, sieht er dies als Produkt der Vergangenheit und weniger als Konsequenz afrikanischer Wertvorstellungen, des Staatsverständnisses oder der ideologischen Verblendung des ANC. Er gesteht ein, daß der Aufruf zum Schulboykott durch den ANC in den Achtzigern schwerwiegende Folgen hatte, sieht jedoch die Apartheid als eigentliche Ursa-

che. Ab hier übernimmt der Autor das Geschichtsbild des ANC und ignoriert Ereignisse und Literatur nach 2002, die ein differenzierteres Bild skizzieren. Der Verfasser lobt die Wahrheits- und Versöhnungskommission, nennt sie vorsichtshalber »Ausschuß« – um Vergleichen mit der Wahrheitskommission aus 1984 vorzubeugen? Da deren abschließender Bericht vom ANC und von unterschiedlichen Parteien der abgelösten Machthaber gleichermaßen kritisiert wurde, wird ihr Urteil schon irgendwie stimmen – so die Logik. Insgesamt: kein schlechtes Buch, sondern ein lesenswert einseitiges. Lucius bleibt dem »Prinzip Hoffnung« verpflichtet und negiert dafür einen Teil der Realität. Es bleibt der alte Fluch über dem Land: Die moralische Beurteilung geschieht durch die Feder von Menschen, die dort nicht leben müssen.

Themba Tubela

Unübersichtliche Gefilde II: Geschlechterkunde

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz: *Frau–Männin–Menschin. Zwischen Feminismus und Gender*, Kevelaer: Butzon & Bercker 2009. 286 S., 19,90 €

Wer mit Eva Hermans »Sicht der Dinge« vollauf zufriedengestellt war, mag dieses Buch der Religionswissenschaftlerin Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz womöglich irritiert zur Seite legen. Wer jedoch gewissermaßen den Fußnotenapparat zu Hermans Weiblichkeits-Plädoyer vermißte, wird hier fündig. Nicht, daß trockene Wissenschaftsprosa geliefert würde – das gerade nicht! Der Zugang der Autorin ist philosophisch, ihr Sprachduktus essayistisch, in Teilen verwegen. Bereits dies sorgt für eine abenteuerliche, bisweilen anstrengende (Formulierungswagnisse und Siehe da!-Schreibungen wie »eigensinnig«, »nach-denklich«) Lektüre. Langweilig wird's nie, diesem anspruchsvollen Gang durch das Labyrinth diverser

Weiblichkeitsentwürfe zu folgen. Gibt es das Weibliche, woraus man das Wesen der Frau ableiten könne? Wie sehen das – höchst unterschiedlich! – Feministinnen? Oder sollten die Gendertheoretiker recht behalten, daß Geschlecht nur eine kulturelle Zuweisung sei und ein nach binärem Code definierter Leib gar nicht existiere? Jene sprechen vom »Körper«, der (corpse!) schon etymologisch eine Entleerung des Leibbegriffes (Verwandtschaft mit Leben und Liebe) bedeute. Affirmativ und dicht begründet wird das Frauenbild der Bibel ins Spiel gebracht. Da weder Natur noch Kultur von sich aus »heil« seien, liege hier ein Schatz, den es zu heben gelte. In narzißtischer Gegenwart (nach Gerl-Falkovitz sind auch homoerotische Moden ein selbstbezogenes Ausweichen vor der Zumutung eines »Anderen«) gelte »Autonomie« als Leitbegriff, deren Mangel werde als »Preisgabe« des Selbst



empfundene. Die Autorin hält diese Begriffe für »Abfälschungen« der menschlichen »Doppelbestimmung«, nämlich »Selbststand« und »Selbstgabe«. Daß die Autorin aktuelle Veröffentlichungen (»neuerdings« heißt bei ihr: 2004) ignoriert und sich auf ihrer leidenschaftlich-klugen Suche nach Mustern, Rollen und Urründen des Geschlechts gelegentlich verirrt, stört kaum. Brunhilde war mitnichten stärker als Siegfried (sondern als Gunther); Nietzsche wünschte keinen »dionysischen Untergang des Geistes«, sondern eine Synthese; ebenso ist es verkürzt, daß historisch den Mythen mit glücklosem Ausgang des Geschlechterkampfes die jüngeren Märchen folgten, die die Paarbeziehung glücken lassen. Die Kunstmärchen (Andersen!) pflegten nämlich wieder tragisch zu enden.

Ellen Kositzka

Soldat sein

Wolf-Rüdiger Osburg: *Hineingeworfen. Der Erste Weltkrieg in den Erinnerungen seiner Teilnehmer*, Berlin: Osburg Verlag 2009. 525 S. mit zahlr. Abb., 29,90 €

Es ist wohlthuend und lehrreich gleichermaßen, dieses Buch über den Ersten Weltkrieg zu lesen, das sich jeder rückwärts-gewandten Prophetie enthält. Es läßt der Subjektivität der damaligen Soldaten den denkbar größten Raum: Wer fragt, muß auch zuhören. 135 Kriegsteilnehmer hat der Verleger Wolf-Rüdiger Osburg in den Jahren 1989 bis 1992 befragen können. Meist waren sie einfache Soldaten, höher als zum Oberleutnant hat keiner dieser Männer aufsteigen können. Einmal mehr stellt man fest, daß die Erinnerung alter Menschen desto präziser wird, je weiter die Ereignisse zurückliegen, je mehr sie Kindheit und Jugend zugehören, erst recht, wenn es sich um diese Jugend handelt, in der mit unerhörter

Gewalt ein jahrhundertealtes dörflich und ständisch geprägtes Leben von einem Tag auf den anderen zu Ende ging. Wer nach Lübeck ziehen wollte, brauchte in der Stadt drei Bürgen, eine arme Familie schickte die vierzehnjährigen Kinder mit einem Bündel auf dem Rücken ins Leben hinaus. Unter zwei Begriffen war man gestellt, die auch das Kriegserlebnis strukturierten: Selbstverantwortung und Schicksal, beides für die Heutigen nahezu Fremdworte.

Man mußte was können und jemanden kennen, zu Hause wie an der Front, um durchzukommen. Und mindestens so quälend wie der Kugelhagel waren Ungeziefer, schlechte Ernährung, spartanische Ausrüstung. Osburg hat die Interviewpassagen thematisch geordnet, die Anlage des Buches erinnert an Kempowskis *Echolot*. Die einzelnen Abschnitte hat er mit zurückhaltenden Einleitungen



ohne Vorwurf und Ressentiment versehen – eine kostbare Leistung angesichts der manichäischen Hysterien unseres öffentlichen Gedächtnisses. Aus der Zusammenschau ergibt sich ein erstaunlich homo-

genes Bild, das vermutlich glaubwürdiger ist als vieles, was uns die Ausgaben der mit lauter Rücksichten verfaßten Feldpostbriefe erzählen, die in den vergangenen Jahrzehnten erschienen. Statt blutrünstiger Kriegsbegeisterung diagnostiziert

Osburg für den Sommer 1914 zum Beispiel viel naive Abenteuerlust, die sich aus den Wandervogelerlebnissen speiste. Freilich, den Tatsachen des großen Mordens konnte sich bald darauf kaum einer entziehen. Aber es war Krieg, ein Morden, aber ohne Mörder, und da fangen die Fragen erst an. Auch der Titel ist weise gewählt: *Hineingeworfen*.

Andreas Krause Landt

Lehrer sein

Michael Felten: *Auf die Lehrer kommt es an! Für eine Rückkehr der Pädagogik in die Schule*, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2010. 191 S., 16,95 €

Das Buch des Gymnasiallehrers Michael Felten überrascht zunächst mit Praxisbezug und ermutigenden Ansätzen. Wer seit 28 Jahren Mathematik an einem Gymnasium unterrichtet, kennt sich aus. Erfreulich zu lesen, daß sich ein Lehrer auch einmal in einen Schulbus setzt! Ebenso engagiert sind seine Ausführungen zum Thema »Führung beleben«, seine Abgrenzung vom »Methodenzauber«, hinter dem er zu Recht Schwäche und Hilflosigkeit vermutet und sein Plädoyer für einen Lehrer, der wieder lehren und erziehen soll und nicht reduziert wird auf einen Moderator und Animator, der »Gruppenphasen« im Unterricht steuern soll. Felten vertieft seine

beziehungsorientierte Sicht mit einem Rückgriff auf Alfred Adlers Individualpsychologie. Derartiges war in der pädagogischen Diskussion lange nicht so klar zu hören; die Wortwahl (»Schülerseele«) kennt man allenfalls noch aus der Waldorfpädagogik. Sein kritisches Kapitel über »Bildungsexperimente« ist pointiert, wobei man sagen darf, daß Mathematik als Fach doch recht verschont blieb vom ständigen Methodenwechsel, der seit Jahrzehnten als Fortschritt gepriesen wird. Ein Deutschlehrer hätte wesentlich schärfer formuliert ...

Allerdings bleibt die Kritik an behördlichen Vorgaben, die die Lehrer zu solchem Wandel gezwungen haben, verhalten. Und das führt zu einem Punkt, den Felten ausklammert: Was helfen seine guten Überlegungen, wenn Referendare auf der Universität anderes gelernt haben und in ihren ersten Dienstjahren aufgrund eigener Absicherung ohnehin tun, was ihnen aufgetragen ist? Um die

Vorschläge von Felten umzusetzen, braucht es Mut, Überzeugung und auch die Sicherheit, daß man im Unterricht den Rücken frei hat. Dies ist aber keineswegs realistisch, der Rezensent kennt viele Lehrer, die innerlich aufgegeben haben – vor allem aufgrund der ständigen Experimente, die an theoretischen Tischen geplant wurden und sich in der Praxis als unzureichend bis kontraproduktiv auswirken.

Weil Felten dieses heiße Eisen etwas umgeht, wirkt sein optimistischer Blick auch arg harmoniesüchtig.

Fazit: Für Lehrer ein motivierendes Buch, das aber in seiner Kritik an den Verhältnissen, die zielgerichtet geschaffen wurden, etwas blaß bleibt. Felten will in diesem System seine Ansätze verwirklichen. Man sollte ihm dazu Glück wünschen – und, daß sein Buch auch auf der Ebene der Ministerien gelesen wird.

Ulrich Kriehn

Die andere Revolution

Sebastian Maaß: *Die andere deutsche Revolution: Edgar Julius Jung und die metaphysischen Grundlagen der Konservativen Revolution* (= *Kieler Ideengeschichtliche Studien*, Bd. 1), Kiel: Regim-Verlag 2009. 158 Seiten, 14,95 €

Mit den *Kieler Ideengeschichtlichen Studien* möchte der Regim-Verlag eine Reihe begründen, deren Intention die Einordnung zentraler Biographien in den Kontext der Konservativen Revolution darstellt. Dem Historiker Sebastian Maaß obliegt mit Band 1 die Darstellung einer der zentralen Persönlichkeiten des revolutionären Konservatismus in den 1920er und frühen 1930er Jahren: Edgar Julius Jung. Anhand Jungs ideengeschichtlicher Sozialisation sowie biographischer Stationen skizziert Maaß ein plastisches Bild des im jungkonservativen Milieu der Weimarer Republik beheimateten Publizisten und Aktivisten. In der revolutionären Atmosphäre

nach 1918 entwickelte Jung die Grundlinien des für ihn charakteristischen Antiliberalismus. Der wiederum verband sich bis Mitte der 20er Jahre mit einem (neuen) Nationalismus, der als prägend für die erste Auflage von Jungs *opus magnum*, *Die Herrschaft der Minderwertigen* (1927), bezeichnet werden kann. Maaß arbeitet anhand ideengeschichtlicher Bezugspunkte Jungs, die von Nietzsches »Umwertung der Werte« über Spanns Universalismus und Sorels Mythoskonstruktion zur Rezeption mittelalterlicher Reichskonzeptionen führen, dessen Modell einer Staats- und Reichsordnung heraus. In diesem Zusammenhang vergleicht der Autor die beiden Auflagen von Jungs Hauptwerk und stellt Abweichungen pointiert dar. Einen »Paradigmenwechsel im Denken Jungs« negiert Maaß, um von einer Akzentverschiebung zu sprechen, die »sich in Jungs



Auffassung äußert, daß nicht die jakobinische Nation, sondern das Volk die Grundlage neuer politischer Bildungen auf dem Kontinent sein müsse«. Daneben rücken in der zweiten Auflage (1930) der kämpferische Aspekt und ein rein am Deutschtum ausgerichteter Nationalismus in den Hintergrund. Im Zentrum stand nunmehr die Wiederherstellung des kulturellen und geistigen Lebens in einer organisch-föderalistisch gegliederten und verstärkt an Europa ausgerichteten Reichsvision mit deutschem Führungsanspruch. Abschließend

widmet sich Maaß dem Spätwerk Jungs und rezipiert dessen »Sinndeutung der deutschen Revolution« sowie die berühmte »Marburger Rede« anschaulich als Ausdruck antitotalitären Widerstandes aus dem Geiste der Konservativen Revolution.

Sebastian Pella

Der andere Krieg

Marc Lindemann: *Unter Beschuß. Warum Deutschland in Afghanistan scheitert*, Berlin: Ullstein 2010. 282 S., 18,95 €

Wenige Monate nach dem viel diskutierten Kundus-Zwischenfall erschien Marc Lindemanns fundierte Beschreibung und Bewertung des deutschen Afghanistan-Einsatzes. *Unter Beschuß* bietet dem Interessierten den unschätzbaren Vorteil, daß er die Situation nüchtern von einem Nachrichtenoffizier geschildert bekommt, der die Lage vor Ort kennt und nicht von einem Journalisten aus einem Redaktionsbüro fernab der Schauplätze. Der gelernte Politologe berichtet von den Befindlichkeiten deutscher Soldaten und ihren vielfältigen Schwierigkeiten, die nicht nur mit der Art des Krieges (asymmetrischer Krieg!) zu tun haben, sondern auch mit der Geographie des zerklüfteten Landes und der

Mentalität der einheimischen Bevölkerung. Wie es um die psychologische Lage der Bundeswehrsoldaten steht, die jede dritte Nacht Raketenangriffe zu überstehen haben, wird anhand eindringlicher Beispiele belegt. Ein Kapitel für sich ist die mangelnde Unterstützung der deutschen Soldaten durch die Heimat. Vornehmlich der notorischen deutschen Vergangenheitsfixierung ist es zu verdanken, daß der Krieg nicht Krieg, sondern »nur« Kampf genannt wird und der Feind als »bloßer« Gegner daherkommt, dessen Angriffe zuletzt gleichwohl stark zugenommen haben. Besonders wichtig ist Lindemanns Darlegung der Kundus-Angelegenheit. Er schildert den Vorfall aus strategischer Sicht und kommt zu einem klaren Ergebnis: Der Befehl des Obersten Klein, von Taliban geraubte Tanklastzüge zu bombardieren, war zum Schutz deutscher Soldaten unumgänglich. Als skandalös dürfen hingegen die einseitigen Pressebe-

richte im Inland gelten sowie die mangelnde Solidarität des Chefs des ISAF-Kommandos, General McChrystal, und einiger Verbündeter. Das von Leid und Elend gebeutelte Land müsse, so Lindemann, zuerst militärisch stabilisiert werden. Dann sei ein geordneter Abzug geboten. Dazu gäbe es keine Alternative. Ansonsten sei die Nato nach einigen Jahren gezwungen, wieder einzugreifen. Man darf gespannt sein, wie sich das in jüngster Zeit verstärkte Engagement der USA und Deutschlands auswirkt! Die durchgehend militärische und politische Argumentation des Verfassers unterscheidet das Buch angenehm von weltfremden Kommentatoren, zu denen auch die ehemalige Ratsvorsitzende der EKD, Margot Käßmann, zählte, deren Position sich von protestierenden Abgeordneten der Bundestagsfraktion »Die Linke« nur marginal unterschied.

Felix Dirsch

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE



Ingo von Münch

„Frau, komm!“

Die Massenvergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen 1944/45

ARES VERLAG

ISBN

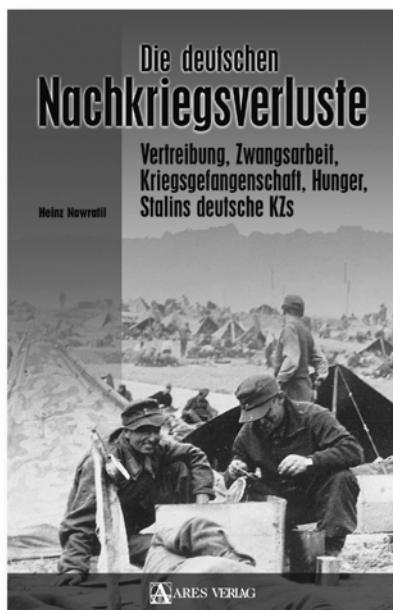
978-3-902475-78-7

Ingo von Münch

„FRAU, KOMM!“
Die Massenvergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen 1944/45
208 Seiten,
S/W-Abbildungen, Hc.
€ 19,90

Zu den schlimmsten Verbrechen im Zweiten Weltkrieg gehören die

Massenvergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen durch sowjetische Soldaten 1944/45. Das ungeheure Ausmaß dieser Verbrechen und der durch sie verursachten menschlichen Leiden hat jahrzehntelang keine angemessene öffentliche Aufmerksamkeit erfahren. Das vorliegende Buch befaßt sich unter anderem mit der Frage, wie und warum es zu diesen Exzessen gekommen ist. Erlebnisberichte von Opfern und Tätern sind eine wesentliche Grundlage dieser Darstellung.



Heinz Nawratil

Die deutschen Nachkriegsverluste

Vertreibung, Zwangsarbeit, Kriegsgefangenschaft, Hunger, Stalins deutsche KZs

ISBN

978-3-902475-49-7

Heinz Nawratil

DIE DEUTSCHEN NACHKRIEGS-VERLUSTE
Vertreibung, Zwangsarbeit, Kriegsgefangenschaft, Hunger, Stalins deutsche KZs
völlig überarb., erw. Neuauflage,
144 Seiten, S/W-Abbildungen, Hc.
€ 14,95

Nicht nur während des Zweiten Weltkriegs kamen Millionen Menschen ums Leben. Das millionenfache Sterben ging auch nach dem offiziellen Ende der Kampfhandlungen weiter. Hunderttausende Deutsche in Ost-, Mittel- und Südosteuropa verloren durch Vertreibung, Verschleppung, Zwangsarbeit, Gefangenschaft oder Hunger ihr Leben. Nawratil liefert in übersichtlicher Form die gültigen Zahlen und Fakten zu diesen Vorgängen.



Alfred M. de Zayas

Die deutschen Vertriebenen

Keine Täter – sondern Opfer
Hintergründe
Tatsachen
Folgen

ARES VERLAG

ISBN

978-3-902475-15-2

Alfred M. de Zayas

DIE DEUTSCHEN VERTRIEBENEN
Keine Täter – sondern Opfer
Hintergründe, Tatsachen, Folgen
247 Seiten, zahlreiche S/W-Abbildungen, Hc.
€ 19,90

12 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene, zwei Millionen Um-

gekommene oder Getötete, eine Million „Spätaussiedler“ – das ist auch eine Bilanz für unschuldige Opfer des Zweiten Weltkriegs. Alfred M. de Zayas, der bekannte amerikanische Historiker und Völkerrechtler, beschreibt nicht nur Krieg und Vertreibung, sondern auch, wie es dazu kam: die Vorgeschichte der Vertreibung in der Zwischenkriegszeit und die Entscheidung der Alliierten zur Vertreibung. Mit zahlreichen Zeugenaussagen und Fotos.



Wolfgang Schaarschmidt

DRESDEN 1945

Daten · Fakten · Opfer

ISBN

978-3-902475-76-3

Wolfgang

Schaarschmidt

DRESDEN 1945
Daten • Fakten • Opfer

Mit einem Vorwort von Friedrich Karl Fromme
völlig überarb. und akt.
Neuauflage, 270 Seiten, Bildteil, Hc.
€ 19,90

Der alliierte Luftangriff, der die an

Kunstschätzen reiche Stadt Dresden am 13. und 14. Februar 1945 heimsuchte, gehört zu den schrecklichsten Kapiteln des Luftkriegs im Zweiten Weltkrieg. Wolfgang Schaarschmidt, einer der bekanntesten Forscher zum Thema Dresden 1945, hat das Inferno selbst miterlebt und die Ereignisse aufgrund von historischen Quellen nachgezeichnet. Er nennt aktualisierte Zahlen und Fakten, die in der Vergangenheit nicht selten für politische Streitigkeiten mißbraucht worden sind.

Mit einem Beitrag von Gert Bürgel zum Thema „Tiefflieger“.

ARES VERLAG
www.ares-verlag.com

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über:
Bücherquelle Buchhandlungsgesellschaft m.b.H., Hofgasse 5, A-8011 Graz,
Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612,
E-Mail: office@buecherquelle.at, www.buecherquelle.at

Freikirche

Friedrich Hielscher: *Die Leitbriefe der unabhängigen Freikirche*, hrsg. und mit einer Einführung versehen von Peter Bahn, Schwielowsee: Telesma 2009. 105 S., 19.95 €

Was sind »Leitbriefe«, worum handelt es sich bei der »Unabhängigen Freikirche« und wer war »Friedrich Hielscher«? Diese drei Fragen dürfte sich die Mehrzahl der Interessierten stellen, bevor sie nach diesem Buch greift. Vorläufige Antworten erhält man schon in der kompetenten Einleitung Peter Bahns, des besten Kenners von Friedrich Hielscher, der vor einigen Jahren dessen maßgebliche Biographie vorgelegt hat. Auch in diesem Zusammenhang hebt Bahn hervor, daß Hielscher nicht nur der nationalrevolutionäre Feuerkopf der zwanziger und frühen dreißiger Jahre und Weggefährte der Brüder Jünger war, sondern auch ein Denker, der seinen juristischen Scharfsinn mit einer – nach Dafürhalten des Rezensenten: unerwiderten – Liebe zur Religion verband. Sein Charisma erlaubte ihm schon vor der Machtübernahme Hitlers eine gewisse Sammlung seiner Anhänger, die aber unter den Bedingungen des NS-Regimes keinen festeren organisatorischen Zusammenhalt gewinnen konnte. Das gelang erst nach 1945, in einer für Glaubensexperimente ungleich weniger geeigneten Zeit. Was die Ausstrahlung weiter beschränkte, war aber vor allem der Elitismus Hielschers und seine Neigung zu dogmatischer Systembauerei bei teilweise radikal wechselnden Grundannahmen. Wer die Letztgestalt dieser Theologie kennenlernen will, hat in dem vorliegenden Band eine Quelle ersten Ranges, da hier die »Enzykliken« Hielschers versammelt sind, die man sonst als verschollen betrachten muß, samt Anhang I – »Die Götter der Unabhängigen Freikirche« – und Anhang II – »Die Feste der Unabhängigen Freikirche«.

Karlheinz Weißmann

Alternativreligion

René Gründer: *Germanisches (Neu-)Heidentum in Deutschland*, Berlin: Logos 2009.

120 S., 19.00 €

Ders., Michael Schetsche, Ina Schmied-Knittel (Hrsg.): *Der andere Glaube. Europäische Alternativreligionen zwischen heidnischer Spiritualität und christlicher Leitkultur*, Würzburg: Ergon 2009. 196 S., 29.00 €

Der Bedeutungsverlust des Christentums ist auch daran ablesbar, wie gelassen mittlerweile von Heidentum gesprochen wird. Der Begriff erscheint in dem hier angezeigten Sammelband ohne pejorativen Beigeschmack, wird oft sogar mit Wohlwollen verwendet, im Sinn einer undogmatischen – »natürlichen« –, jedenfalls stärker individualisierten Religiosität. Daß man letzteren Aspekt nicht überbetonen darf, ist allerdings den meisten Beiträgen zu entnehmen, da sich »eurogene Alternativreligionen« eben doch auf nationale und kulturelle Identitäten beziehen. Satanismus oder feministische Konzepte, die auch behandelt werden, scheinen demgegenüber an Bedeutung zu verlieren. Die interessanteren Bewegungen entstehen auf einem nach wie vor fruchtbaren Boden wie etwa die »neuen ethnischen Religionen« der Ukraine oder Lettlands, die Wiederanknüpfungsversuche an römisch-italische oder germanische Überlieferung. Dem letztgenannten Aspekt hat sich René Gründer zugewandt, der »Asatru« – eine ursprünglich aus Island kommende Strömung – darstellt. Von Gründer stammt auch eine zeitgleich erschienene Monographie, die diese Tendenz in den Zusammenhang mit anderen neugermanischen Glaubensformen stellt. Man muß Zweifel an der Fruchtbarkeit des soziologischen Zugriffs (und des unvermeidbaren Jargons) haben, wird aber zugeben müssen, daß hier seit längerem eine brauchbare Gesamtdeutung des Phänomens im Umriß gegeben wurde.

Karlheinz Weißmann

Kultstätte Wewelsburg

Jan Erik Schulte: *Die SS, Himmler und die Wewelsburg*, Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg, Bd 7, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2009. 556 S., 34.90 €

Was erwartet man von einem Band, der in der Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg erscheint und einen Titel trägt wie der vorliegende: eine Bestandsaufnahme der Forschungen zu diesem mysteriösen, vor allem aber vielfach mystifizierten Ort, etwas, das über den Klassiker von Karl Hüser oder die Arbeit von Stuart Russell und Jost W. Schneider deutlich hinausführte. Wer das erhofft hatte, wird von diesem Buch enttäuscht. Das hat einmal damit zu tun, daß mehr als ein Viertel der Beiträge sich nur allgemein mit der SS, dem Judenmord oder dem KZ-System befaßt. Zum anderen gibt es eine massive Konzentration auf das Lager Wewelsburg und eine Neigung, sich mit Aspekten zu befassen, die letztlich ohne Belang sind, wie die Gruppenführertagung auf der Burg im Juni 1941, der der Herausgeber zwanzig Druckseiten widmet, um dann zu dem Ergebnis zu kommen, daß sie mit den konkreten Planungen für »Barbarossa« oder der »Endlösung« im Osten nichts zu tun hatte. Ob das Gesamtergebnis befriedigender ausgefallen wäre, wenn man sich auf die Kernfragen konzentriert hätte, ist allerdings auch nicht gemacht. Der Beitrag Markus Moors' über Hans Peter des Coudres, den späteren Ernst-Jünger-Bibliographen, kann jedenfalls nur als abschreckende Alternative betrachtet werden. Diplompolitologe Moors meint zum Beispiel, daß man die unbestrittene persönliche Einsatzbereitschaft und Tapferkeit des Coudres unter dem Hinweis darauf erledigen könne, daß da jemand seine »Stoßtruppführer-Fantasien« habe »ausleben« dürfen. Das ist billigste Münze und wissenschaftlich unredlich.

Martin Voelkel

Anthropologieforschung

Eike Bohlken, Christian Thies (Hrsg.): *Handbuch Anthropologie. Der Mensch zwischen Natur, Kultur und Technik*, Stuttgart: Metzler 2009. 460 S., 49,95 €

Das vor langer Zeit ausgesprochene »Anthropologieverbot« (Odo Marquard), mit dem die Linke jeden Rückgriff auf die Natur des Menschen tabuisieren wollte, hat sich nicht erst heute erledigt – jedenfalls was die Wissenschaft betrifft. Wenn es dafür noch eines Beweises bedurfte, so bringt ihn das vorliegende Handbuch. Es informiert umfassend über das, was man unter Wissenschaft und Lehre vom Menschen versteht. Zunächst stellt es die »Klassiker« der Anthropologie vor, darunter Marx und Freud, aber auch Heidegger und Gehlen, wobei Vertreter des philosophischen Ansatzes eindeutig dominieren. Das ist bei den »Ansätzen« anders. Hier ist die »Philosophische Anthropologie« nur eine neben 23 Ansätzen, wie Hirnforschung, Literarische Anthropologie und Soziobiologie. Abschließend definiert das Handbuch recht ausführlich 41 Begriffe aus dem Bereich der Anthropologie, von Aggression bis *Zoon politikon*. An einem Artikel wie dem zum Begriff der Macht läßt sich unschwer zeigen, daß der umfassende Ansatz des Handbuchs nicht davor bewahrt, einem so zentralen Begriff der Anthropologie die Spitze zu nehmen, indem der Autor die Macht – mit Foucault – »überall« (und damit nirgends) sieht. So sind die einzelnen Beiträge sehr unterschiedlich ausgefallen, sowohl was die Durchdringung des Themas als auch was die Qualität der Literaturempfehlungen betrifft. Dadurch wird es dem Handbuch wohl nicht gelingen, das Anthropologieverbot auch für öffentliche Debatten in Deutschland aufzuheben. Dennoch: Die Handbuchreihe des Metzler-Verlages ist um ein sehr empfehlenswertes Exemplar reicher.

Erik Lehnert

Designaffären

Günter Höhne (Hrsg.): *Die geteilte Form. Deutsch-deutsche Designaffären 1949–1989*, Köln: Fackelträger-Verlag 2009. 256 S., 29,95 €

Die deutsche Teilung äußerte sich optisch nicht nur in der Spaltung zwischen Prosperität und Verfall, sondern auch in unterschiedlichen Alltagsdesigns. Von der Straßenlaterne bis zum Automobil oder der Kaffeetasse präsentierte sich eine sinnlich wahrnehmbare Form-Divergenz, die erst nach der Vereinigung von 1990 verwischte. Der Kulturjournalist Günter Höhne hat nun in einer Anthologie Geschichten zusammengetragen, die die historischen Wechselwirkungen der deutsch-deutschen Produktgestaltung durchleuchten. Der Band ist insofern einseitig, als daß er – sowohl in West wie in Ost – von Anhängern des Bauhaus- und Fortschritts-Gedanken dominiert wird. Wenig erfährt oder sieht man von den Versuchen eines volkstümlich-historistischen und »antiformalistischen« Designs in der frühen DDR, gegen das sich die sachliche Bauhaus-Linie erst nach Ulbricht endgültig durchsetzen konnte. Nicht dem Staat DDR, aber jenem modernen DDR-Design der Bauhaus-Tradition trauert so auch der Alt-68er Gert Selle nach. Er lobt dessen »Kargheit« und »Unschuld«, den gesellschaftspolitischen Idealismus der Gestalter, und er klagt über den heutigen Konsum-Kult, der im Gefolge des Sieges eines »kulturellen Aggressors« oder des »Spät-Kolonialismus« alles verkleisterte. Eine exemplarische, wenn gleich recht radikal formulierte Position. Volker Fischer steuert einen interessanten Aufsatz zur Wohnkultur der Westdeutschen bei. Amüsant auch das mitgelieferte Bildmaterial: Man sieht allerlei Fernseher, Kücheneinrichtungen, Tapeten und Badezimmerfliesen, die von einer längst vergangenen Design-Welt künden.

Claus-M. Wolfschlag

Propagandafilme

Stefan Hug: *Hollywood greift an! Kriegsfilme machen Politik*, Graz: Ares 2009. 180 S., 19,90 €

Wie »Filme als Waffe« eingesetzt werden, ist der Gegenstand von Stefan Hugs Untersuchung. Von der Stummfilmzeit bis zu Spielberg, Cruise und Tarantino werden vorwiegend Kriegsfilme auf ihren ideologisch-politischen Gehalt abgeklopft. Die »US-amerikanischen Filme« sollen »gezielt demaskiert« werden »als das, was sie eigentlich sind: raffinierte Propagandawerke, welche die weltweite Herrschaft der USA legitimieren und befördern.« Daß die pauschale Reduzierung des US-Kinos auf »Propaganda« zu kurz greift, zeigt der Autor später selbst auf: Spätestens seit dem Vietnamkrieg steht »Hollywood« keineswegs immer und uneingeschränkt hinter der amerikanischen Außenpolitik. So sind etwa die Filme, die im Anschluß an »9/11« und den Irak-Krieg entstanden, überwiegend kritisch geraten. Auch die nur oberflächlich analysierten Beispiele von »Im Westen nichts Neues« (1930) über »Wege zum Ruhm« (1957) und »Apocalypse Now« (1979) bis zu »Inglourious Basterds« (2009) laufen den schablonenhaften Thesen Hugs eher zuwider als sie zu bestätigen. Verfehlt ist es auch, die größere Schuld am künstlerischen und kommerziellen Verfall des deutschen Kinos in Kulturimperialismus und Verleihpolitik der USA zu suchen. Unterm Strich ist das Buch kaum mehr als eine Mischung aus aneinandergereihten Informationsexzerpten und einem antiamerikanischen Pamphlet. Skurril wird es in der Schlußbetrachtung, in der Hug zur Rettung des deutschen und europäischen Kinos und Nationalgefühls die Verschinkung von Schlachten von Anno dazumal (»die Schlacht von Liegnitz 1241, die Seeschlacht von Lepanto 1571, die Belagerungen Wiens 1529 und 1683«) empfiehlt.

Martin Lichtmesz

Katyn

Am 13. April wird es zwanzig Jahre her sein, daß der sowjetische Präsident Michail Gorbatschow öffentlich bekannte, es seien der sowjetische Geheimdienst und die Rote Armee gewesen, die im September 1939 nach der Besetzung Ostpolens zwischen 22.000 (nach russischen Angaben) und 30.000 (polnische Angaben) polnische Soldaten, Polizisten und Intellektuelle in einem Wald bei Katyn (heute Weißrußland) hinrichteten und in Massengräbern verscharrten. Als die Wehrmacht 1943 die ersten Massengräber entdeckt hatte, verweigerte das Internationale Rote Kreuz auf sowjetischen Druck seine Mitarbeit. Über vier Jahrzehnte war die Wahrheit über das von Stalin angeordnete Massaker verschwiegen worden – die Schuld wurde den Deutschen angelastet. In der DDR und in linksgerichteten bundesdeutschen Kreisen wurde die Annahme einer sowjetischen Verantwortung für den Massenmord unter »Revisionismus« und »Neonazismus« verbucht. 1990 waren bei Charkow



weitere verscharrte Leichen von Sowjets ermordeter polnischer Offiziere gefunden worden, 2006 wurden nahe Minsk weitere Massengräber entdeckt. Hier werden 3400 Opfer vermutet, eingehende Untersuchungen scheitern hier an der Haltung der weißrussischen Regierung. Auch Rußland redet bis heute nicht gern über Katyn, es heißt, eine entsprechende historische Kommission habe unter Jelzin ungehinderter arbeiten dürfen als unter Putin. Der Film »Das Massaker von Katyn« des oscarprämierten Regisseurs Andrzej Wajda war 2007 zum Jahrestag des sowjetischen Einmarsches in Polen angelaufen, fast 4 Millionen Zuschauer hatte er im Heimatland Wajdas, dessen Vater zu den Opfern des Massakers zählte. 2008 wurde »Katyn« als bester fremdsprachiger Film für den Oscar nominiert. In deutschen Kinos startete er 2009 wiederum symbolträchtig Mitte September. Im Verleih ist der Film seit Ende März, in den Handel bringt Pandastorm Pictures nun

die DVD/Blu-ray exakt zwei Jahrzehnte nachdem die UdSSR die Verantwortung für die Taten übernommen hatte.

Nachrichtendienste

Günther K. Weiße, der Jahrzehnte in der Nato und im Bundesverteidigungsministerium tätig war, hat ein Buch über die besondere Bedeutung der Funkaufklärung im Zweiten Weltkrieg vorgelegt (*Geheime Nachrichtendienste und Funkaufklärung im Zweiten Weltkrieg*, Graz 2009, 511 S., 29,90 €). Entgegen der landläufigen Ansicht war nicht nur die alliierte Seite dabei erfolgreich, gegnerische Funksprüche zu entziffern (Stichwort: »ULTRA«), sondern auch die deutsche. So konnte Rommel Funksprüche aus dem alliierten Hauptquartier in Kairo mitlesen, und auf dem Balkan gelang es der deutschen Funkaufklärung mittels Ortung, den Schlupfwinkel Titos aufzuspüren, woraufhin mit einem Luftlandeunternehmen (»Rösselsprung«) versucht wurde, den Partisanenführer gefangenzunehmen. Wie wichtig die deutschen Auswertungserkenntnisse waren, zeigte sich in der Zusammenarbeit von »Fremde Heere Ost« unter General Gehlen mit der US-Army ab Sommer 1945. Weiße geht in aller Ausführlichkeit auf Organisation und Geschichte der Nachrichtendienste bei den Kriegsgegnern ein und liefert damit eine unverzichtbare Überblicksdarstellung sowohl für den interessierten Laien als auch für den wissenschaftlichen Forscher.

Deutschland-Journal

Der Jurist Menno Aden leitet seit bald zwei Jahren die Gescheicke der Staats- und Wirtschaftspolitischen Gesellschaft e.V. (SWG) in Hamburg. In der ersten Ausgabe des *Deutschland-Journals*, die Aden als Vorsitzender selbst verantwortet, kann er im Geleitwort von einer Erfahrung berichten, die so oder anders schon viele machen mußten. Als Aden an der TU Dortmund, an der er seit Jahren einen Lehrauftrag für Internationales Wirtschaftsrecht wahrnimmt, zum Honorarprofessor ernannt werden sollte, ging es dem Fakultätsrat nicht um wissenschaftliche Leistungen Adens, sondern um die Tatsache, daß Aden der *Jungen Freiheit* mal ein Interview gegeben hat und um seinen Vorsitz bei der SWG. Das war zuviel für die TU Dortmund – Aden wurde nicht ernannt. Da Aden Jahrgang 1942 ist, muß er sich davon nicht beeindrucken lassen und widmet sich weiterhin der SWG. Die aktuelle Ausgabe des *Deutschlands-Journals* enthält aus Adens Feder einen Aufsatz über Hannibal und Hitler, in dem Aden vor der Möglichkeit eines dritten Punischen Krieges gegen Deutschland warnt und deshalb das Stillhalten empfiehlt, um die mächtigen Gegner Deutschlands nicht zu reizen. (Dazu aber müßte erst einmal eine ähnlich einträgliche und friedliche Melkkuh aus dem

Hut gezaubert werden.) Außerdem ist in dem Heft der Aufsatz eines russischen Militärgeschichtlers abgedruckt, der eine Schuld Polens am Zweiten Weltkrieg thematisiert und nach polnischen Protesten von der Internetseite des russischen Verteidigungsministeriums genommen wurde. Bestellungen unter www.swg-hamburg.de oder telefonisch unter (040) 41 40 08 28.

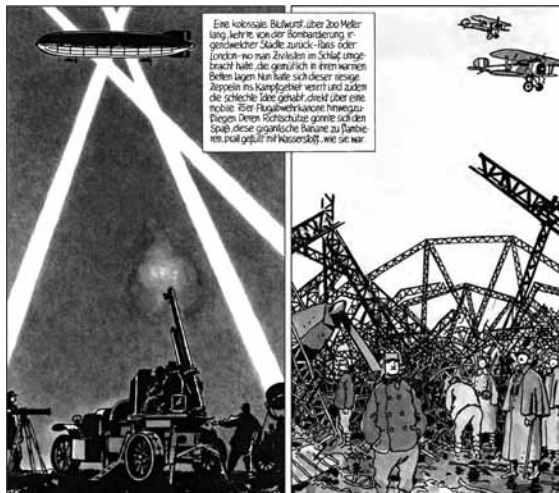
Scheidewege

Auf gut 400 Seiten versuchen die *Scheidewege* auch in ihrer aktuellen Ausgabe (Jahrgang 2009/2010), dem Anspruch einer »Jahresschrift für skeptisches Denken« gerecht zu werden. Sie will, wie eh und je, Fortschrittsgläubigkeit und leichtfertige Gebrauchsanweisungen überprüfen, in allen Bereichen des Lebens und in vielfältigen Formen: »vom Essay bis zur Polemik, von der Beschreibung bis zur Mahnung, von der Rezension bis zum Bekenntnis – das heißt: von der Meditation bis zum Kampf«. Im vorliegenden 39. Jahrgang finden sich vor allem Beiträge zu den Themen Bildungspolitik, Medizin/Gesundheitspolitik, politische Ökologie, Naturphilosophie. Dabei sticht der als platonischer Dialog angelegte Aufsatz von Vittorio Hösle über die »Einheit des Wissens und die Wirklichkeit der Universität« heraus: »Wenn die Geisteswissenschaften sich selbst als Magd von Archivaren und Museumsdirektoren verstehen, können sie schwerlich überrascht sein, daß das Interesse an ihnen abnimmt.« Andere Autoren führen den »Kampf« allerdings nur mit angezogener Handbremse – beispielsweise *Zeit*-Journalist Mathias Greffrath, der Spengler (mit Auslassungen) zitiert und dann schreibt: »Der Autor war Oswald Spengler, aber der Satz ist nicht schlecht.« Was will uns Greffrath damit sagen? Und was hat der Berliner Lehrer Nils B. Schulz auf dem Herzen, der in einer zugegebenermaßen erfrischenden Hommage an Ernst Jüngers Alterstagebücher *Siebzig verweht* an sein eigenes Germanistik-Studium erinnert: »Da saßen und diskutierten junge Studenten, deren Hirne durch gymnasiale Deutsch-Curricula schon längst aufgeweicht waren, die gelernt hatten, zwischen guter, böser und noch schlimmerer Literatur zu unterscheiden.« Man mag diese Bemerkung für banal und selbstverständlich halten: Veröffentlicht in den *Scheidewegen* und formuliert für Leser, die den rauhen Ton nicht gewohnt sind, ist sie kämpferisch. Also: Die Zeitschrift für skeptisches Denken ist wieder eine Bereicherung. Bestellungen unter www.hirzel.de oder telefonisch unter (0711) 2 58 20.

Elender Krieg

Der 1946 geborene Jacques Tardi zählt seit den siebziger Jahren zu den renommiertesten Zeichnern von künstlerisch anspruchsvollen Comics. In Deutschland wurde er vor allem durch seine ironisch-nihilistische *Belle-Époque*-Gruselkrimiserie »Adeles ungewöhnliche Abenteuer« (1976–1998) bekannt. Letztere mündeten im ultimativen Blutbad des Ersten Weltkriegs, dessen traumatische Schrecken den Künstler seit seinen Anfängen fasziniert haben. Der zusammen mit dem Hi-

storiker Jean-Pierre Verney erarbeitete, auf zwei Teile angelegte Band *Elender Krieg* ist eine graphische Chronik aus der Sicht eines französischen »Poilu«, der als anonymer, sarkastischer Erzähler *pars pro toto* für Millionen von Soldaten steht. Bild- und Seitenkompositionen im »Breitwandformat« stellen die deutsche und französische Seite des »Grabenkriegs« einander gegenüber, da wie dort dieselben armen Schweine, die in Massen für hohle Phrasen und die Interessen der Mächtigen ihrer Nationen verrecken. Hier



wird Tardi links und pazifistisches Herz ebenso deutlich wie seine Wahlverwandtschaft zu Louis-Ferdinand Céline, dessen wichtigste Werke er illustriert hat. Bemerkenswert an dem Band voller starker und grausiger Bilder ist nicht nur die historisch akkurate Detailtreue der Zeichnungen, sondern auch die pointierte Farbgebung. Je weiter der Krieg in den Mondlandschaften der Schützengräben voranschreitet, um so grauer die Szenerie, akzentuiert durch fahle Farbtupfer: der rote und gelbliche Schein von Explosionen, Blutstropfen auf dem Schnee und das zunehmend abstumpfende Blau der französischen Uniformen. (Jacques Tardi/Jean-Pierre Verney: *Elender Krieg 1914–1915–1916*, Zürich: Edition Moderne 2009. 72 S., 19.80 €)

Bleichgesicht

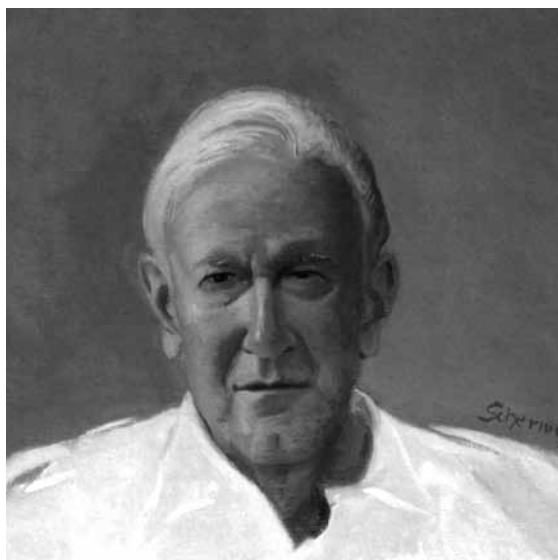
Die dystopische Literatur hatte immer schon einen Drall nach rechts, aber auch zur Satire: Man denke an Klassiker wie Samjatin *Wir*, Huxleys *Schöne neue Welt*, Orwells *1984* oder Burgess' *Uhrwerk Orange*, die die Versklavung, totale Kontrolle und letztlich Auslöschung des Individuums unter dem Banner von Kollektivismus, Fortschritt und Modernisierung anprangerten. In dieser ehrwürdigen Tradition steht auch der Roman *Mister* des 1970 geborenen Alex Kurtagic, seines Zeichens Betreiber eines Labels für »extreme Metal-Musik«. Zur näheren Verwandtschaft dieses Erstlingswerkes zählt allerdings auch das 1973 erschienene Kultbuch *Das Heerlager der Heiligen* von Jean Raspail, das schilderte, wie sich ein geistig entwaffnetes Europa kampfflos einer Flut von Immigranten ergibt. Den vom Autor selbst gestalteten Einband zierte ein morbides, blond-blauäugiges Bleichge-

sicht im Stile von Otto Dix, in dessen Gesicht sich Angst und Paranoia abzeichnen. Es ist der namenlose »Mister« des Titels, ein gutsituierter, unpolitischer Softwarefachmann, der im Jahre 2022 in einem von Einwanderern überschwemmten und durch kafkaeske Antidiskriminierungsgesetze reglementierten Europa in die Mühlen der *Political Correctness* gerät, die inzwischen in stalinistischen Dimensionen organisiert ist. Durch eine Verkettung von Umständen wird er verdächtigt, mit den ominösen »Esoterischen Hitleristen« in Verbindung zu stehen, einer Art »arischen Al-Kaida«, deren Messias Adolf heißt, und die an geheime »Reichsflugscheiben«-Stationen in der Antarktis glauben. Dabei bleibt offen, ob es diese Terrorgruppe tatsächlich gibt, oder ob sie nur ein Schreckgespenst der Medien ist, ähnlich Orwells Immanuel Goldstein. Derlei Ingredienzien sind allerdings nur das fantastische Sahnehäubchen eines Buches, dessen Stärke die präzise und beklemmende, an Céline anklingende Beschreibung einer Zivilisation kurz vor dem Kollaps ist. Kurtagig füllt seine breite Leinwand solange akribisch mit trivialen, grausigen und ekelerregenden Details, bis die klaustrophobische Überfülle den Betrachter zum Schwindeln und Ersticken bringt. Gepfeffert ist der gar nicht mehr so zukünftig anmutende Alptraum mit einem sardonischen Humor im Stile Raspails. Zu beziehen ist das außergewöhnliche Buch über www.ironskypublishing.com. Empfehlen kann man es allerdings nur Lesern, die die englische Sprache einigermaßen gut beherrschen.

90. Geburtstag Armin Mohler

Am 12. April wäre mit Armin Mohler, so darf man es wohl sagen, einer der Vordenker dieser Publikation 90 Jahre geworden. Der gebürtige Basler hatte nach eigenem Bekenntnis schon als Junge unter einer »Mangelerscheinung« gelitten, die er später als »monumentale Unterernährung« faßte. Als junger Mann reüssierte Mohler auf der kulturellen Linken, um 1942 den Übertritt nach Deutschland zu proben, Ziel: Aufnahme in die Waffen-SS. Im gleichen Jahr folgten der Rückzug der Freiwilligenmeldung und die Wiederaufnahme des Studiums (Kunstgeschichte, Germanistik und Philosophie) in Berlin und Basel. 1949 wurde Mohler bei Herman Schmalenbach und Karl Jaspers promoviert; seine Dissertation sollte ihn berühmt machen. Heute wird *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–32* vom Ares-Verlag verlegt. Von 1949 bis 1953 ist Mohler Sekretär von Ernst Jünger, den er später für die Revisionen seiner Bücher attackiert: Nur wer die ersten, radikalen Fassungen seiner Bücher aus der Weimarer Republik lese, könne verstehen, warum sie Existenzen veränderten.

Zu den scharfzüngigen Werken des Kunstliebhabers Mohler und Pflichtexemplaren im konservativen Bücherschrank zählen *Sex und Politik* (1972) und *Der Nasenring. Im Dickicht der Vergangenheitsbewältigung* (1989); Edition Antaios publizierte Mohlers Monographie über Georges Sorel, seine Essaysammlung *Der Streifzug. Blicke auf Bilder, Bücher und Menschen*,



das Großinterview *Das Gespräch. Über Linke, Rechte und Langweiler* sowie die Dokumentensammlung *Die Schleife* zum Weg Ernst Jüngers. 1999 feierte Mohler Goldene Hochzeit mit seiner bis heute so alerten wie lebenswürdigen Frau Edith, 2003 verstarb er in München, seiner Wahlheimat seit 1961.

Kriegstrauma

Die psychosomatische Traumaforschung war lange ein eher unbekanntes Gebiet. In Übersee ist das psychische Trauma gerade in bezug auf Vietnam-Kriegsveteranen seit Jahrzehnten ein Begriff, hier kennen wir dergleichen Symptome vorwiegend aus dem zivilen Bereich: Opfer von sexuellen Übergriffen, Zugunglücken und dergleichen wurden als »traumatisiert« bezeichnet. In Deutschland waren die Erlebnisse deutscher Soldaten und der in Mitleidenschaft gezogenen Bevölkerung lange tabu. Die Deutschen gehörten zum »Tätervolk«: Ein Mantel des Schweigens breitete sich über das eigene Leiden im Zusammenhang mit den Erlebnissen der Bombardierungen, der Flucht, der Vertreibungen, der Vergewaltigungen, des Hungers oder des Leidens in der Kriegsgefangenschaft. An der Universität Münster wurde nun eine interdisziplinäre Studie über die Prägungen deutscher Kriegskinder vorgestellt. Ein Drittel der Befragten (Jahrgänge 1930–45) fühle sich durch das Erlebte schwer belastet. Folglich führe nicht jedes Kriegseignis bei allen Miterlebenden zu einer gleichermaßen schwerwiegenden lebensgeschichtlichen Auswirkung. Soziologieprofessor Matthias Grundmann zieht als ein Fazit der Studie, daß es sozial »obere Schichten« leichter falle, die Kriegererlebnisse zu bewältigen. Zudem wirkten sich frühkindliche Bindungserfahrungen entscheidend aus. Einig sind sich die Forscher zudem darin, daß das kollektive Teilen des Erlebten die Belastungen mindern könne. Spuren des Kriegs reichten bis in die heutige Gesellschaft. Das schlage sich unter anderem im Konsumverhalten und in Bereichen der »Familienmoral« nieder. (Matthias Grundmann u.a.: *Kriegskinder in Deutschland zwischen Trauma und Normalität. Botschaften einer beschädigten Generation*, Lit Verlag 2009. 203 S., 19,90 €)



kunst im netz.

www.benjaminjahnzschocke.de

Wo ist das Ganze, was ist es wert?

Ein Briefwechsel zwischen Richard Wagner und Götz Kubitschek

Der Schriftsteller Richard Wagner, geboren 1952 im rumänischen Banat, ist im vergangenen halben Jahr ins Zentrum der Wahrnehmung durch das Feuilleton gerückt: Er hat – wie etliche seiner Kollegen der ehemaligen Aktionsgruppe Banat – endlich Einblick in seine Securitate-Akte erhalten und betreibt seither die Enttarnung der Spitzel. Dies erfährt besondere Aufmerksamkeit, weil auch die Nobelpreisträgerin Herta Müller der Aktionsgruppe nahestand und gemeinsam mit ihrem damaligen Mann Richard Wagner ausgespäht wurde. Ich

selbst kam mit Wagner in Kontakt, weil mein Antaios-Verlag in den Büchern Wagners vorkommt: in seinem Großessay Der deutsche Horizont. Vom Schicksal eines guten Landes (2006) und in seiner Streitschrift Es reicht. Gegen den Ausverkauf unserer Werte (2008). Wagner äußert sich jeweils skeptisch über eine »Neue Rechte« und diagnostiziert einen in sich selbst verschraubten Diskurs. Das war Grund genug, ein Gespräch zu suchen. Wir setzten es in Briefen fort, deren Abdruck in der Sezession Wagner nun zugestimmt hat. (gk)

Schnellroda, 9. II. 2010

Sehr geehrter Herr Wagner,
nach unserem Gespräch, für das ich mich sehr bedanke, möchte ich einen Punkt aufgreifen, den wir – zu meiner Überraschung – nur so *en passant* streiften, ohne merkliche Differenz. Ich spreche den Punkt auch unter dem Eindruck der Lektüre eines Beitrags an, den Sie auf der »Achse des Guten« veröffentlichten: den über »Demokratie, (große) Literatur und Meinungsfreiheit«. Sie schütteln meiner Meinung nach mehr als zu Recht den Kopf über die Naivität der Zeit-Schreiberin Julia Schoch, die ich hier nochmals zitieren will, damit wir anknüpfen können:

»Nichts mehr zu delegieren. Das faustschüttelnde Fluchen gilt keinem Staatschef mehr, keiner übermächtigen Vätergeneration oder gar Gott. Wir: unser eigener Feind. Wo die jahrhundertertealte Gängelung und Bedrohung verschwunden sind, das Individuum aus den Klauen von Disziplinararmäen befreit wurde und die Verpflichtung zur Eigeninitiative zur Regel erhoben wird, stehen wir – seltsam allein gelassen – nur noch uns selbst und unserem eigenen Unvermögen gegenüber.«

Nach der Lektüre dieser Zeilen war ich auch sofort überzeugt, daß intellektuelles Glückselichsein bei Julia Schoch auf mangelnder Wahrnehmungsfähigkeit beruht, daß sie also wirklich keinen Begriff über den Zustand unseres Landes im allgemeinen und über das Ausmaß der Gesinnungskontrolle im besonderen hat. Sie scheint darüber hinaus auch nicht zu begreifen, daß sie mit dieser Ende-der-Dringlichkeit-Philosophie sich selbst und den Schriftsteller an sich zum »Pausenc clown« degradiert (um ein Wort von Ihnen aufzugreifen).

Jedenfalls kann ich das, was Sie dann im folgenden schreiben, Satz für Satz unterstreichen: Auch ich bin der Überzeugung, daß unsere Gesellschaft nicht frei ist, jedenfalls nicht

so frei wie sie es gerne von sich behauptet; den »meßbaren Unterschied zwischen der öffentlichen und der veröffentlichten Meinung«, den Sie ansprechen, kann ich jederzeit belegen; auch den Vorwurf der Paranoia kenne ich, obwohl mir Ihre Erfahrung der Autorschaft in Ceausescu Rumänien samt Umstellung durch Securitate-Spitzel abgeht – noch nicht einmal ein paar gediegene Jahre DDR kann ich vorweisen, nur westdeutsche Erfahrungen mit der »Schweigespirale« (Noelle-Neumann) und der »Mauer aus Kautschuk« (Armin Mohler).

Aber genau damit bin ich bei dem entscheidenden Punkt unseres Gesprächs angelangt: Sie sagten da, daß Sie bei einer Frage von mir nach einem Beitrag für die *Sezession* oder nach einem Interview ins Abwägen kämen – inwiefern es Ihnen selbst und Ihren anderweitigen Publikationsmöglichkeiten guttäte, wenn Sie sich in der *Sezession* äußerten. In Ihrem oben erwähnten Beitrag für die »Achse des Guten« schreiben Sie, daß es einen »Wie-sage-ich-es-Kodex« gebe, in meinen Worten: eine Art Prüfliste des Sagbaren (zum einen) und eine Landkarte geistiger No-Go-Areas (zum anderen).

Dieser Kodex, so schreiben wiederum Sie, ist aber nicht »Ergebnis einer Verschwörung hinter den Kulissen«, sondern »informeller Natur«. Das, was Sie hier und da andeuten, ist ja eine Ungeheuerlichkeit: daß jede Aussage und jeder Publikationsort auf ihre Hygiene untersucht werden – aber nicht von einem benennbaren Gremium, sondern durch einen inneren Zensor, der uns wie ein Krebsgeschwür besiedelt und uns zu Duckmäusern macht. Bitte: Beschreiben Sie mir diesen Vorgang einer »inneren Zensur« einmal, und: Was bedeutet das so recht eigentlich für die geistige und die politische Auseinandersetzung in unserem Land?

Gruß!

Götz Kubitschek

Sehr geehrter Herr Kubitschek, man muß, so meine ich, nicht Erfahrungen mit einer Diktatur haben, um die Freiheit schätzen zu können. Vielmehr geht es darum, was man mit der Freiheit verbindet, und was man sich von ihr erhofft und verspricht. Auch Freiheit kann vieles bedeuten und wenig ergeben.

Wer möchte nicht frei sein? Man kann von etwas frei sein, und für etwas. Frei von allen Sorgen, und frei für eine Sache, an der einem liegt. Diese Sache wiederum kann eine Modelleisenbahn sein, oder das Vaterland. Man kann frei sein wie Heidi Klum oder wie Peter Sloterdijk.

Frei zu sein ist ein Anliegen, aber alles ist das sicherlich nicht. Über seine Freiheit entscheidet man nicht allein, im besten Fall kann man die eigene Freiheit und die Vorstellungen davon vorbringen. Das wäre praktizierte Meinungsfreiheit, mehr nicht.

So gesehen steht die Meinungsfreiheit im Mittelpunkt der Demokratie. Wumm! Dieser Mittelpunkt ist ein Verfassungs- und damit ein Verfaßtheits-Mittelpunkt. Das aber sagt noch lange nichts über die gängige Praxis aus. Die Demokratie wäre eine wunderbare Angelegenheit, gäbe es nicht die Demokraten. Der tiefere Grund?

Diese Spezies hat besonders in Deutschland eine scharf umrissene Gestalt angenommen, die des Bürgers. Sie hat ihn abgelöst. Der deutsche Demokrat unserer Zeit ist nicht in der Gegenwart zu Hause, er mischt darüber hinaus in der Zukunft mit, und steht erklärtermaßen unter dem Eindruck der Vergangenheit. So bereitet die Zukunft ihm Sorge, was ihn zum Klimatologen werden läßt, und die Vergangenheit läßt ihn nicht los. Sie eignet sich so gut zum Vergleichen. Beides hat Folgen für die Gegenwart. Sie sind nicht selten belastend und entlastend zugleich.

Deutschland ist eines der prosperierenden, friedfertigen Länder dieser Welt, aber die Bilder, die von diesem Deutschland im Umlauf sind, nimmt der deutsche Demokrat stets mit Sorge zur Kenntnis. Er lebt in der ständigen Angst, daß ihm die Demokratie entgleiten könnte. Als hätte sie ein Machtinstrument zu sein, und nicht eine Umgangsform. Als wäre sie bloß politisch und nicht zivilisatorisch.

Die Wahrheit ist: Fünfundsechzig Jahre nach der Abschaltung des Führerbunkers ist man als Deutscher in Hollywood immer noch Nazi. Das kann einem einen *Oscar* bescheren, den deutschen Demokraten nimmt es aber auch in die Pflicht. Als sei die Demokratie ein Drehbuch und unterliege damit der freiwilligen Selbstkontrolle, der FSK. Es ist ein folgenreiches Mißverständnis, das die Selbstzensur legitimiert.

Interessant ist, daß zu den größten Zweiflern an der deutschen Gesellschaft der Demokrat gehört. Er hat sich bis heute eine Eigenschaft erhalten, die seinerzeit im Stalinismus als »Wachsamkeit« bezeichnet wurde. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint immer noch alles, was in Frage kommt, von den Institutionen bis zum eigenen Glauben, permanent gefährdet zu sein. Die Ge-

fährdung aber, die nicht so recht in Erscheinung treten will, sucht man in den Meinungsäußerungen aufzuspüren, wie Schüler, die sich beim Lehrer selbst anzeigen, um auf sich aufmerksam zu machen. Deutschland sucht Deutschland.

Das Problem kommt, wie ich meine, daher, daß die Bundesrepublik, und das ganze Drum und Dran nach 1945, nur als Verlegenheitslösung gedacht werden konnte. Da man keine Wahl hatte, sondern nur das Recht zu wählen, fand man sich mit dem kleineren Übel ab. Man richtete sich so pragmatisch wie möglich ein und machte aus dem Rest der Republik Alltag pur. Als hätte man im Tausch für eine irrige Weltanschauung eine muster-gültige Gebrauchsanweisung erworben.

Auf diesem Minimal-Programm beruht der Erfolg der Bundesrepublik, auf dieses fatale Minimum geht aber auch die Problematik unserer heutigen Gesellschaft zurück. Denn hinter dem Alltag ist die *Bluescreen*. Die immerwährende Drohkulisse. Nicht selten hört man den Satz: Darf man das überhaupt sagen?

In einem Land, das die Meinungsfreiheit in seiner Verfassung anführt, sollte sich eine solche Frage erübrigen, wir aber haben uns daran gewöhnt. Unsere Leitkultur ist die Tabuisierung.

Sie sortiert vor. Sie sagt, du darfst, und es wird gerne gehört.

Das hat damit zu tun, daß die Demokraten in Deutschland nicht nur Bürger sind, sondern auch Partei. Eine Partei, die gegen einen imaginären Feind kämpft. Dieser Feind ist die Vergangenheit. Er wirft immer neue Regimenter in die Schlacht, Regimenter, die von uns beschworen herbeieilen. So lange die Demokraten das Gemeinwesen als gefährdet ansehen, wird kaum ein unbelasteter Blick auf die Angelegenheiten der Gegenwart möglich sein. Das aber kommt manchen durchaus gelegen.

Die Macht des Gegners besteht in seiner Abwesenheit. Wer aber ist »wir«? Das »Wir« in Deutschland, so mein Eindruck, meint nicht die Gemeinschaft der Bürger, dieses »Wir« stellt die Phalanx der Guten. Sie rufen ab und zu »nie wieder Krieg« und »nie wieder Faschismus« oder einfach nur »nie wieder«. Sie rufen es wie zur Selbstvergewisserung. Während uns die Werbekampagne zuflüstert: »Du bist Deutschland«, fragt man sich unwillkürlich: Wer ist hier eigentlich der Gegner, und vor allem, wer braucht ihn und wozu?

Ist das der neue kalte Bürgerkrieg, in dem alle Demokraten sein wollen und keiner den Schurken geben will? Nicht einmal in der Rolle des *advocatus diaboli*? Selbst Mephisto ist in diesem Deutschland Demokrat.

Der öffentliche Raum verfällt durch Verbote, er verödet aber auch durch Opportunismus. Alles wird Kulisse. *Bluescreen*. An seinen verwahrlosten Rändern stapeln sich die Schubladen, die die Namen der Regelverletzer und die Namen der Regelverletzungsthemen beinhalten, in der Mitte aber erfreut man sich am großen Feuerwerk, in dessen prachtvollem Licht selbst die Ecke rund erscheint, und wer will bei einem solchen Licht schon die Schubladen sehen?

Es gilt die Angst vor dem falschen Verhalten. Wie leicht könnte man sich doch vergaloppieren! Diese Angst wiederum zwingt zur Sprachregelung. Wem die kollektive Seelenruhe fehlt, der braucht den Kodex. So wird die Gegenwart zur Projektionsfläche einer im Konsens formulierten Hysterie, aber auch zum Spielball diverser Interessengruppen. Mit Meinung wird schließlich Geld gemacht, und so ist die Wahrheitssuche immer weniger gefragt, statt dessen wird regelmäßig der Tabubruch ausgerufen. So wird die Freiheit zum Häppchen gemacht, und die öffentliche Meinung zum kalten Büffet geladen, das jedesmal mit den üblichen Mahnungen und Warnungen eröffnet wird. Sie besagen: Wer dabei ist, gehört dazu. *Bon appétit* bei den Sushi des Guten!

Bleibt die Frage: Was ist Freiheit angesichts des Diktums »Du darfst« und im Ergebnis der freiwilligen Selbstkontrolle?

Freundlich grüßt
Richard Wagner

Schnellroda, 21. II. 2010

Sehr geehrter Herr Wagner,
danke für Ihre ausführliche Antwort. Was Sie sagen und mit Ihrer letzten Frage aufwerfen, muß sofort zurückweisen, wer den offenen und keiner Gesinnungskontrolle ausgesetzten Dialog in unserem Land für verwirklicht hält.

Ihre Frage, was »Freiheit« sei, wenn sie von außen durch das »Du darfst« und von innen durch die »freiwillige Selbstkontrolle« zurechtgeschnitten wird, will ich in drei Aspekte teilen: Zum einen stellt sich die Frage, ob die von uns thematisierte Behinderung der freien Meinungsäußerung dem Gemeinwesen – in diesem Falle: unserer Nation und unserem Volk – dienlich ist oder nicht. Zum zweiten ist zu fragen, ob diese Grenzziehung (und die Bewehrung dieser Grenzen durch Tabus) bemäntelt ist. Und drittens – und das ist für mich eine entscheidende Frage – muß jeder von uns die Antwort geben, ob er grundsätzlich gegen die in den beiden ersten Fragen bestimmte Grenzziehung ist oder ob er sie dann für gut befindet, wenn sie der eigenen Gesellschafts- und Staatsidee entspricht.

Meine Antworten: 1. nein, die derzeit praktizierte Grenzziehung durch die sanften und weniger sanften Meinungsrichter und die internalisierte Selbstkontrolle dient dem Fortbestand unserer Nation und unseres Volkes nicht. Sie dient noch nicht einmal der Freiheit; 2. ja, Grenzziehung und Tabuisierung sind bemäntelt, sind nicht »hart« im Sinne offensichtlicher, jedermann sofort als Repression erkennbarer Maßnahmen. Vielmehr werden Kritiker der Meinungsunterdrückung (also in diesem Falle: wir) für paranoid erklärt, weil es weder Grenzen noch Tabus gebe. Und der Ort der Strafe für das dennoch gesprochene, freie Wort ist weder die Gefängniszelle, noch das Lager oder der Besuch eines Schlägertrupps (wie beispielsweise im Rumänien der siebziger Jahre): Die Strafe ist vielmehr die ortlose Durchtrennung der Kommu-

nikationskabel und die Zersetzung des Lebensgefüges – letztlich also doch wieder Werkzeuge, die man aus dem Fundus der Staatssicherheit repressiver Staaten kennt.

Die dritte Frage ist am schwierigsten zu beantworten, oder besser: Sie ist leicht zu beantworten, setzt aber eine vielleicht schwer nachvollziehbare Feinderklärung voraus: Ich halte das *anything goes* des Liberalismus für die eigentliche Gefährdung der Freiheit, so wie ich sie verstehe. Jede Freiheit nämlich muß rückgebunden sein, sonst ist sie nicht mehr als eine rücksichtslose Jugendlause. Jede auf Dauer angelegte Freiheit hat sich also auf ethische Vorgaben und eine Staatsidee oder ein Bild von der eigenen Nation zu stützen – denen es in ernsthafter Selbstkontrolle (hier ist Ihr Wort wieder!) zu entsprechen gilt. Erziehung (und Selbsterziehung) ist nichts anderes als die Anverwandlung von Gesetzen und Regeln in die eigene Überzeugung und den eigenen Maßstab hinein. Das ist a) notwendig für jede Gesellschaft, die ihre allgemeinverbindlichen Grundlagen betont, b) zwingend notwendig für jedes Gemeinwesen, das mit »Massen« fertigzuwerden hat, c) das Fundament dessen, was ich »preußische Freiheit« nennen möchte. Ich weiß nicht, wer das sagte, aber es heißt etwa so: Freiheit ist, das tun zu wollen, was getan werden muß. Oder pathetischer: die Pflicht freiwillig erfüllen, sich aus Überzeugung einpassen, die Grenzziehung als gedeihlich anerkennen und innerhalb dieses Rahmens die Entfaltung suchen.

Diese Überzeugung (von der ich nicht weiß, ob Sie sie teilen) macht die Sache so kompliziert: Ich habe, um die gedeihliche Rahmung des staatsbürgerlichen Lebens zu schützen, zunächst die ungedeihliche Rahmung der jetzt herrschenden Verhältnisse anzugreifen. Das soll dann auch meine hergeleitete Antwort auf Ihre Frage sein: Im Angesicht des Diktums »Du darfst« und im Ergebnis der »freiwilligen Selbstkontrolle« kann »Freiheit« nur im Widerstand nach außen (gegen das Märchen vom herrschaftsfreien Diskurs) und nach innen (gegen die eigene Bequemlichkeit und die Zufriedenheit mit Kuchenkrümel) verwirklicht werden.

Und wenn ich so darüber nachdenke, will ich doch eine sehr konkrete Frage anschließen, die eher Ihre, weniger meine Widerstandsfähigkeit auf die Probe stellt. In Ihrem Buch *Es reicht. Gegen den Ausverkauf unserer Werte* schreiben Sie (wobei Sie sowohl Karlheinz Weißmann als auch mich namentlich nennen):

»Die Neue Rechte stößt ein weiteres Mal auf ihr altes Problem. Sie schafft es nicht, eine Trennungslinie zum rechtsradikalen Pöbel sichtbar zu machen. Das wiederum läßt ihren Beitrag zur Gesellschaftsdebatte diskursunfähig erscheinen.«

Sehen Sie das wirklich so? Glauben Sie an scharf ziehbare Trennungslinien? Halten Sie uns tatsächlich für diskursunfähig?

Mit Gruß und Dank,
Götz Kubitschek

Berlin, 25. 2. 2010

Sehr geehrter Herr Kubitschek,
ich greife zunächst die Stelle am Ende ihres Briefes auf, in der Sie mich mit der Bemerkung über die Trennungsmöglichkeiten der Neuen Rechten vom rechtsextremen Pöbel zitieren. Mein Verweis auf das Verschwimmende des Aufbegehrens meint nicht, daß die Neue Rechte dadurch diskursunfähig sei, sondern daß sie diskursunfähig erscheine.

Was ist schon der Diskurs? Ist er nicht wie die Kassen am Ausgang des Supermarkts? Was man mitnimmt, hat man zu bezahlen. Natürlich weist jeder Rand seine Unebenheiten auf. Ränder gelten meist als Unregelmäßigkeit, ihnen wird gleichermaßen Unordnung und Drohgebärde nachgesagt. Aber braucht man wirklich eine Extrakasse?

Ich meine auch nicht die Beschaffenheit des Randes, ich meine seinen Auftritt und seine Fähigkeit zur Zugehörigkeit. Damit komme ich zu etwas fatal Banalem: Die Rechte ist nicht die Mitte. Und die Mitte ist nicht die Rechte. Die Idee vom politischen Spektrum folgt mehr einem Bild als einer Gegebenheit.

So kommt es, daß man in der allenthalben sanften Tour, in der die Diskurse formuliert werden, gerne von Mitte-Rechts und von Mitte-Links spricht. Ist das aber mehr als nur ein Echo auf früher einmal Geltendes, das sich Rechts und Links zu nennen wagte? Es ist, wie es ist. Mehr ist heute vielleicht auch gar nicht im Angebot.

Wenn Sie von Nation und Volk sprechen, meinen Sie ja auch nicht irgendwelche Ränder, nicht einmal bestimmte Markierungen, sondern Sie meinen, wie ich vermute, das solide Ganze. Wie ordnet man sich ein in dieses Ganze, und worin besteht es tatsächlich? Ist das pünktliche Zahlen der Steuern schon ein preußischer Aspekt von Freiheit? Der Kölner Klüngel bereits ein Ausdruck der Selbstaufgabe?

Folgenreich ist der Vorgang, der alles, jede Idee, zunächst einmal einheimisch werden läßt. Liberalismus in Deutschland war nie der Liberalismus, wie ihn Amerika versteht, oder die angelsächsische Welt allgemein. Wir hatten, wenn ich nicht irre, einen National-Liberalismus. Und der ist uns abhanden gekommen. Es kam zwar zur Verwandlung des Reichsgedankens, aber in die Reichskanzlei. Richtig, ich spreche von der Vernichtung der rechten Staatsidee durch den extremistischen Pöbel.

Der Liberalismus tritt nirgends ohne Begleitung auf. Er hat stets seinen ergänzungswilligen Koalitionspartner dabei. Selbst in den Vereinigten Staaten wäre der Liberalismus ohne das ausgeprägte religiöse Gewicht der Freikirchen und ihrer Werte-Militanz nicht zu halten.

Das macht den Gedanken des selbständigen Wirtschaftens überzeugender. Heute, da Individualität und Individualismus auseinanderfallen, ist Verbindlichkeit nicht nur verstärkt gefragt, sie ist auch tatsächlich schwerer zu vermitteln. Wenn sie mit Preußen gelten soll, dann muß es aber ohne Kommando gehen können. Das aber bedeutet, daß es mehr denn je auf das angesprochene Selbst ankommt. Früher, als die Rechte noch praktikable

Staatsmodelle zu entwerfen suchte, konnte sie durchaus vom Überschaubaren ausgehen.

Sie benennen dieses auch weiterhin ganz selbstverständlich mit den Worten Nation, Volk, Masse. Wer aber ist heute die Masse, und wer ist das Volk? Wie läßt sich die Nation definieren? Auch Volk und Nation sind so vielfältig parzelliert und verschachtelt, daß sie kaum noch als Phänomen feststellbar sind. Das letzte Mal, als das Volk in berechtigter Verfassung auf dem Marktplatz erschien, war 1989, und zwar in einer Diktatur, in jener der DDR, als es dort hieß: »Wir sind das Volk«. Sie waren das Volk und auch die Masse, und zu ihnen sprachen nicht ohne Demut die Nomenklatura und die Intelligenzija. Wer aber ist im Jahr 2010 in Deutschland das Volk? Ist es das Publikum von RTL 2, sind es die Anhänger von »Schlag den Raab«? Und die Masse? Sind das etwa die per Gerichtsbeschuß nicht streikenden Lufthansa-Piloten? Die WM-Feiern vor dem Brandenburger Tor?

Wen und was auch immer sie verkörpern möchten, alle treten sie auf leisen Sohlen in die Runde, als sollte Barbarossa nicht in seinem Schlaf gestört werden. Die Runde aber ist der Verfassungsbogen. In ihm hat alles seinen festen Platz. Weil die Gesellschaft, die das Volk beerbt hat und dieses Volk nun mit Gebrauchsanweisungen versorgt, es mehrheitlich so will oder so zu wollen glaubt.

Es ist, wie es ist, und der Rand ist tatsächlich kein Limes. An dieser Stelle kann man sich jetzt mit Politik herausreden. Sich dem Problem der Vierten Partei zuwenden, oder meinen Sie, daß mit der NPD ein Staat zu machen wäre? Ist es nicht ein bißchen wie das Verhältnis der linken Intellektuellen zu den Bolschewiken?

Man sollte die Angelegenheit aber gar nicht erst auf das Politische runterbrechen. Man sollte sie kulturell prüfen. Dann ist man schnell bei einem noch größeren Problem, das sich sozusagen automatisch ergibt. Ich meine das Problem, daß die rechte Fragestellung sich zu einem Gestus des Protestes verkleinert. Der Protest ist letzten Endes nichts weiter als Manövermunition. Wer mitreden will, muß hinter dem Vorhang hervortreten (können).

Freundlich grüßt,
Richard Wagner

Schnellroda, 1. III. 2010

Sehr geehrter Herr Wagner,
ich halte uns (also: eine Neue Rechte) durchaus für diskursfähig: Das, was wir sagen, ist erstens genau erwogen (weil wir im Schnitt doch Verantwortungsethiker sind und keine Maulwerksburschen), und es ist zweitens oft mit Karrierebrüchen verbunden: Da wägt man doch lange ab, bevor man zu dem Schluß kommt, daß man sich trotz aller »sozialen« Kontrolle äußern muß.

Alles, was wir treiben (publizistisch, aktionistisch, akademisch) kann so auf dreifache Weise wahrgenommen werden: zum einen als konkreter Aufbau einer »Traditionskompanie« (vgl. dazu

den Aufsatz »Biblische Lektionen« von Karlheinz Weißmann, *Sezession* 13/2006, Kopie liegt bei); zum zweiten als völlig im Verfassungsbogen angesiedelter Meinungsbeitrag zum Diskurs über den Zustand und die Zukunft unseres Landes (oder vielleicht sogar: der Weltgemeinschaft); drittens so, daß Sie hinter den Beiträgen und Projekten den je einzelnen identifizieren, der etwas leiser oder etwas lauter spricht: *etiam si omnes – ego non* (wenn auch alle ändern – ich nicht).

Entschuldigen Sie bitte gleich, daß mir Punkt zwei polemisch geraten ist: Er ist ja gar nichts wert, dieser Punkt, denn was sollte das sein – ein Meinungsbeitrag zum Diskurs? Was trägt er denn aus, dieser Diskurs? Von Carl Schmitt stammt der Satz, daß die »Entwicklung der modernen Massendemokratie die argumentierende öffentliche Diskussion zu einer leeren Formalität« gemacht habe. Wenn er recht hat, dann schreiben Sie und sprechen Sie und Peter Sloterdijk bloß um unser täglich Brot, keinesfalls aber für Veränderungen. Dann liegt der Zugang zur Macht irgendwo im politisch-administrativen System, und nicht in den Spalten einer Zeitung oder zwischen zwei Buchdeckeln.

Aber ich gehe jetzt – wie Sie! – nicht davon aus, daß alles Schreiben und Denken für die Katz ist, und sehe zwei Wege für den (metapolitisch tätigen) Intellektuellen, der seine Themen beackert und sehr ernsthaft eine Position ausbaut: Entweder nämlich er liegt damit in der Entwicklungstendenz der nivellierenden Massenkonsum-Gesellschaft, ist also *en vogue* (so wie zynisch oder beschränkt) und flutscht mit; oder er wird immer dann von der Entwicklung überlaufen, wenn man gerade dabei ist, sehr ernsthaft einen Haltepflock einzuschlagen – dann ist man nicht mit im Rennen, sondern auf den (papierenen) Protest festgelegt.

Diesen Protest nennen Sie nun ein Schießen mit »Manövermunition«. Ich meine, daß dieser Vergleich nicht stimmt. Ich denke vielmehr, daß das, womit die Diskutanten in den *talk-shows* und den Pseudodiskussionen im Bundestag aufeinander schießen, Platzpatronen sind. »Wer mitreden will, muß hinter dem Vorhang hervortreten (können)«, schreiben Sie weiter. Ich möchte ergänzen: »und für diesen Schritt bewiesen haben, daß er nur mit Platzpatronen schießt«. Ich denke, daß Sie dieser Ergänzung zustimmen können, sie liegt auf der Linie Ihrer Ausführungen zur »Freiwilligen Selbstkontrolle« und zum »Du darfst«.

Dem, was ich von Ihnen bisher gelesen habe, entnehme ich, daß gerade Sie nicht leichten Fußes durch die Diskurs-Schranken tänzeln. Sie haben – nicht nur im totalitären Rumänien, sondern auch im demokratischen Deutschland – die Erfahrung der Gesinnungskontrolle gemacht. Lag das jeweils am lauten Knall Ihrer Manövermunition? Oder sind Sie nicht doch zum scharfen Schuß fähig und wollten das nicht verbergen? Wenn es nach Ihnen ginge: Bekäme die deutsche Massengesellschaft vielleicht nicht doch eine integrative Idee vorformuliert und ins Bild gesetzt, die weit mehr mit dem einzel-

nen vorhätte, als ihn als Konsumenten bei Laune und kaufkräftig zu halten?

Falls Sie behaupten würden, daß Sie bloß nicht die richtigen Leute kennen, die einem den Zugang zu den Futtertrögen weisen: Ich nähme Ihnen das nicht ab. Immerhin verlegen Sie bei Aufbau, bloggen mit Henryk M. Broder und waren – verzeihen Sie mir, es gehört in diese Auflistung – verheiratet mit der Nobelpreisträgerin Herta Müller. Wenn Sie also sagen, daß das deutsche Meinungsklima so frei nicht ist, wie es sich präsentiert, dann hat das ein ganz anderes Gewicht – zumal, wenn Sie es in der *Sezession* sagen.

Gruß!

Götz Kubitschek

Berlin-Schöneberg, 5. 3. 2010

Sehr geehrter Herr Kubitschek, man kann sicherlich aus vielen Gründen schreiben und damit auch zu den erstaunlichsten Ergebnissen gelangen. Wahr ist, daß es nie nur einen einzigen Grund fürs Schreiben gibt, daß die Schreibgründe sich gerne mischen. Aber auch diese Entscheidung trifft man, wie für alles Öffentliche, nicht allein. Unsere Gesellschaft fördert, nicht zuletzt beim Schreibenden, die Selbstdarstellung. Das ruft von vornherein eine bestimmte Sorte von Autoren auf den Plan, es schafft aber auch eine dementsprechende Lesererwartung.

Und das, meine ich, ist vielleicht sogar die folgenreichste Weichenstellung für die öffentliche Kommunikation. Gehört doch die Wunschwelt des Lesers zum festen Argumentationsbestand bei der redaktionellen Entscheidungsfindung. Jedenfalls in ihrem unverschlüsselten Teil. Dort wird man ständig mit der sogenannten Lesererwartung konfrontiert. Diese Lesererwartung ist eine Ideologie, jedenfalls kommen ihre Autorität und ihre Wirkung einer Ideologie gleich. Es ist die Richtlinie, die sich aus der Sozialisation ergibt. Der Leser ist in der Offenen Gesellschaft das, was im Kommunismus das Volk war.

Wer aber verbirgt sich hinter dem Leser, wenn nicht der Redakteur? Man kann auch sagen, er versteckt sich hinter diesem Volksvertreter. Wenn dem Redakteur etwas nicht paßt, wenn er es nicht haben will, beruft er sich auf den Leser. So wird dieser zum Wächter, ohne davon zu wissen. Es ist die banalste und zugleich erfolgreichste Form der Kontrolle schriftlicher Reflexion.

Was aber leitet den Redakteur bei seinen Entscheidungen, was treibt ihn an, was treibt ihn um? Weiß er, im Unterschied zum Leser, welche Rolle er spielt? Man kann davon ausgehen, daß er es weiß. Und man kann auch davon ausgehen, daß er weiß, was es heißt, aus der Rolle zu fallen. Dem Redakteur geht es also darum, Redakteur zu bleiben, egal worum es geht. So hat an seiner Publikationsentscheidung die Überlegung, ob ein Thema und die damit verbundene Botschaft seiner Karriere, seinem Ruhm, seiner Selbstdarstellung nützt oder schadet, einen gewichtigen Anteil.

Vielleicht wird es mit der Zeit, mit seiner Professionalisierung, zu einem für ihn mühelos

zu bewältigenden Problem. Vielleicht erscheint es ihm gar nicht mehr als ein wirkliches Problem. Vielleicht ist es einfach nur so, daß er denkt, er müsse sich etwas einfallen lassen, um die Leute, die Leser, bei Laune zu halten. Als ließe sich aus dem Zeitungsblatt eine Wundertüte drehen.

Vielleicht denkt er sogar an seinen Chefredakteur und an den Herausgeber auch nicht anders als an einen Leser. Wer die Leute bei Laune halten will, kommt in unserer Gesellschaft schnell auf den Gedanken, immer mehr Leute bei Laune halten zu wollen. Mehr Leute bedeutet ja auch mehr Geld. Vielleicht ist der Konformismus, der ständig zunimmt, ja wirklich auf diese Kleinigkeiten zurückzuführen. Auf die Angst, den Job einzubüßen, die den Menschen offenbar vorsichtiger macht als die Aussicht auf Knastjahre. Es muß unendlich schmerzhafter sein, die Standards nicht genießen zu können, als die Freiheit einzubüßen.

Der Redakteur, und mit ihm sein Autor, sind längst zum Diener ihrer Bedürfnisse geworden. Nicht ihr Anliegen, sondern das Lifestyle-Muster diktiert das Verhalten. Man wird nicht mehr zum Denker, man wird zum VIP. Damit aber kann man nur ungenau von Diskursen sprechen, man muß viel mehr auf deren Jargonisierung achten. Ist aber nicht auch das eine Gebrauchsanweisung für den ordnungsgemäßen Erfolg?

Es ist schwer geworden, ein Anliegen publizistisch öffentlich zu machen. Man muß das Anliegen nicht nur dem Adressaten nahebringen, man muß es auch am Jargon vorbeischieben. Das gelingt manchmal, und manchmal gelingt es nicht. Für beide Situationen gibt es zahlreiche Gründe. Man muß davon ausgehen, daß fast alle, an die man sich wendet, höchst gelangweilt sind. So, als hätten sie das alles, und noch viel mehr, längst gehört und gewußt. Ihnen sollte man es nicht recht machen wollen.

Das tatsächlich Neue an der Situation ist, daß Konformismus und Nonkonformismus nicht mehr voneinander getrennt erscheinen. Die Medien haben ihr Kunsteis dazwischengeschoben, auf dem sich jederzeit das Wasser mühelos überqueren ließe, wie man uns versichert. Nun muß man dieses Kunsteis ja nicht betreten, wenn man nichts vorhat, zumindest nichts auf dem Eis, aber eine Garantie ist es nicht. Es ist letzten Endes kein Beweis für die Behauptung, man sei zu Hause geblieben. Es wird immer Leute geben, die behaupten, sie hätten einen auf dem Kunsteis gesehen, am Nachmittag, beim Pirouettendrehen und bei etlichen anderen Waghalsigkeiten. Und andere werden behaupten, man habe sich an besagtem Nachmittag vergeblich aufs Kunsteis begeben, mit den Pirouetten und dem ganzen Rest an Waghalsigkeiten sei man auch nicht weit gekommen. Die Frage aber ist, wie soll man sich gegen diese Behauptungen über das Verhalten auf der Eisbahn wehren, wenn man gar nicht erst hingegangen ist, und alle anderen einen doch vor Ort gesehen haben wollen.

Es ist richtig, bei seinem Anliegen zu bleiben und den Konformismus zu meiden. Nur sollte man das, was der eigenen Botschaft entgegensteht, besser nicht unterschätzen. Denn alles ist schubladengerecht eingeordnet, so daß das Ganze

bisweilen wie eine Apotheke aussieht, ohne aber eine zu sein. Die Schubladenbearbeitung hat unter Umständen mit der Realität wenig zu tun, nicht mehr als die Apotheke mit der Cocktailbar. Schubladen sind nicht nur zum Sortieren da, sondern auch um abzulegen und abzutun.

Und es ist immer noch nicht alles, was den sogenannten Diskurs bestimmt. Schublade ist das, was jemand zugeschrieben wird. Darüber hinaus kommt es immer noch auf sein Anliegen an und dabei nicht zuletzt auf die Art, wie er es zu verpacken versteht. Das Problem ist, daß seine Verpackung nicht die einzige Verpackung seiner Botschaft bleibt. Diese kann immer wieder wechseln, je nachdem was der Leser und seine Anhängerschaft sich so einfallen lassen. Angesichts dieses Tatbestands kann man sich bei allem weiteren nur Glück wünschen.

Freundlich grüßt,
Richard Wagner

Schnellroda, 8. III. 2010

Sehr geehrter Herr Wagner,
danke für Ihre unverzügliche Antwort. Was Sie schreiben, klingt vernünftig und liest sich wie ein Ratschlag, den Veröffentlichungsbetrieb genau zu studieren, seine Mechanismen zu begreifen und im richtigen Moment geschickt ein zwar nicht konformistisches, jedoch geschmeidiges Stück Text ins Getriebe zu werfen.

Verzeihen Sie: Aber dafür lohnt es sich doch nicht, intellektuell zu arbeiten oder überhaupt Gegnerschaft herauszufordern. Das vorsichtige Signal, »Selbstdenker« zu sein, ist nämlich noch nicht mehr als das, was Sie im ersten Absatz Ihres Schreibens mit »Selbstdarstellung« bezeichnet haben.

Ich will es anders sagen: Das ist ein Programm für solche, die im Kulturbetrieb mitschwimmen und sich zu diesem Zweck ein paar Alleinstellungsmerkmale zulegen wollen. Sie selbst sollten die Stufe der Abhängigkeit von einem Redakteur oder »dem Leser« doch längst hinter sich gelassen haben, oder? Ist es nicht so, daß der Nobelpreis für Herta Müller eine Wahrnehmungsschneise auch für Sie und Ihre Kollegen der ehemaligen Banater Autorengruppe geschlagen hat? Ich frage das auch, weil ich Ihre Enttarnungstätigkeit gegen ehemalige Securitate-Mitarbeiter (Werner Söllner, Peter Grosz und andere), die mittlerweile in Deutschland leben, natürlich mitverfolge: Sie haben da Plattformen in der *Neuen Zürcher Zeitung* und der *FAZ*, aber auch im Fernsehen: von Ausgrenzung zumindest in dieser Thematik keine Spur.

Aber ist dies Ihr Eigentliches, jetzt, etwas, wovon Sie sagen: Das ist mein Beitrag als Schriftsteller zur Durchdringung unserer Zeit und zur Vertiefung des Bewußtseins über ihren Zustand? Bitte verstehen Sie mich richtig: Wo ist das Ganze, was ist es wert?

Gruß!
Götz Kubitschek

Briefe an Alle und Keinen

BITTE, HERR LASCHET!

Wir haben uns gerade mit letzter Kraft daran gewöhnt, Teilnehmer an einer Republik zu sein, deren Gründungsmythos mit dem Wort »Auschwitz« hinreichend und abgründig beschrieben sei. Wo wir also nun mit dem Bild werden leben können, daß wir in einem Gebäude hausen, dessen Fundament ein Abgrund ist, kommen Sie als Integrationsminister von NRW um die Ecke und behaupten in der von uns mit existentielltem Interesse rezipierten *Jüdischen Zeitung*, der Holocaust sei die gemeinsame Leitkultur von Alteingesessenen und Migranten in Deutschland! Tut uns leid: Das glauben wir erst, wenn Sie uns einen – sagen wir – 35jährigen Äthiopier ans Telefon holen, der seinem Opa pauschal den Judenmord vorwirft, obwohl dieser doch bloß von Addis Abeba nach Stalingrad und wieder zurück marschiert ist.

Tel: (034632) 9 09 41 (*Sezession*)

TEAM VOM TECTUM-VERLAG MARBURG, nachdem Du für uns keine personalisierten Ansprechpartner mehr anbieten kannst, wählen auch wir nun die kollektive Anrede – und sagen Dir, daß Du Deinen jungen und sicher nicht unsympathischen »Autor« Steven Heimlich samt seiner Studie über linke Rechtsextremisten (wie den »emittierten (!) Professor Bernd Rabehl«) wirklich unnachahmlich vorgeführt hast. Einfach auf Lektorat und Korrekturdurchgang zu verzichten: das ist ja für uns Leser geradezu bösewitzig – aber war das so gemeint? Unter Kollegen: Natürlich kann man sich manches Mal den Lektor sparen (wenn der Autor unheimlich gut ist), unsretwegen auch den Korrekturvorgang (es soll da Programme geben, kostenlos sogar); aber Freunde: doch nicht auch noch den Setzer! Anders gefragt: Bezahlst Du mit den Einnahmen aus diesem »Buch« (das mit 24.90 € für 132 Seiten eins der teuersten der Saison ist) dem Steven heimlich eine Grundausbildung in wissenschaftlichem Arbeiten? Oder finanzierst Du weitere gedruckte Informationen für den bis dahin »uniformierten« (!) Leser? Das natürlich wäre – im Sinne des Humors – auch nicht verkehrt.

Inhaltlich nur eine Frage zum Buch selbst; diese aber, damit wir uns rein formal verste-

hen, im Duktus Deines Autors: Ist selbst wenn, »Neue-Re-chte« nun of-fen antisemitisch (Götz Alys), ein offenes Schar-nier oder sch damit zu sagen Fin-ger in die sogenannte offene Wunde«?

Offen interdressiert,

Dein Team von der Sezession

LIEBER OLIVER TOLMEIN, die mannigfaltige Welt der Geschlechtsidentitäten ist beinahe so unübersichtlich wie die publizistische Tätigkeit, die Sie neben Ihrer Anwaltstätigkeit ausüben. *FAZ*, das *FAZ*-Blog, *konkret*, *taz*, *Jungle World*, *Emma*, das wirkt recht fleißig; wer aber ständig sein Kernthema dadurch beakert, daß er in jedem neuen Artikel jeweils nur ein paar Sätze austauscht, kriegt viel geschafft, nicht? Zwischen etwa 2004 und sicherlich 2010 schrieben Sie in mannigfaltiger Variation einen Artikel über die Diskriminierung intersexueller Hochleistungssportler. Auch wir wundern uns, daß es trotz Ihrer Mühe noch nicht ins »schlichte Geschlechterbild« der Sportredaktionen Eingang gefunden hat, »daß es zwar zwei Geschlechter gibt, aber nicht nur zwei Geschlechter, sondern mindestens zwei Geschlechter.« Daß (Ihre Worte) »Sportfunktionäre wie auch Toilettenkonstrukteure darauf verzichten, der Vielgestaltigkeit des menschlichen Lebens Rechnung zu tragen, indem sie von der Geschlechterdifferenzierung Abstand nehmen«: (nochmals Ihre Worte) »altbacken« und Ausdruck eines »Zwei-Geschlechter-Regimes«.

Lieber Oliver, vielleicht dringen Sie nur nicht durch, weil auch Ihr Wirkungsbereich (den wir bitte nicht mit Ihren Publikationsmöglichkeiten verwechselt wissen wollen!) begrenzt ist und sich zwar der rheinische Antifa-Koordinierungskreis der politischen Umsetzung Ihrer Aussagen über chromosomale Unbill angenommen hat, wichtige Sponti-Gruppen wie die *konservativ-subversive aktion* hingegen noch nicht.

Wir Sezessionisten haben indessen lange gegrübelt, warum Ihre Kanzlei »Menschen und Rechte« heißt und fühlen uns durch solche Benennung ein wenig ausgeschlossen, ja, beinahe diskriminiert.

Betroffen: Ihre Menschen von der
Sezession

UND SIE, HERR ZWANZIGER, sollten Ihre Worte wägen, bevor sie das Gehege Ihrer Zähne verlassen. Sie haben da doch einen Schiedsrichter-Sexskandal an der Backe, so eine schwule Sache unter Unparteiischen. Und dies wissend lassen wir Sie jetzt original nochmals zu Wort kommen, der Sie auf die Frage, ob nicht DFB-Generalsekretär Wolfgang Niersbach an Ihrem Stuhl säge, mehr als verfänglich antworteten: »Niemand wird es schaffen, einen Keil zwischen Wolfgang Niersbach und mich zu treiben. Zwischen uns paßt kein Blatt Papier.« Ja, hoffentlich doch!

Peinlich berührt,
Sezession

DEUTSCHE IN POLEN! SCHLESIER!

Euer Gastgebervolk (die Polen also) will Euch also die zweisprachigen Ortsschilder wieder wegnehmen, die seit wenigen Jahren in wenigen Gemeinden aufgestellt und in wiederum wenigen Fällen (wohl von polnischen Nationalisten) unschön verunziert worden sind: Das ist in der Tat eine haarige Sache. Wo Waffen Fakten geschaffen haben, da rollt die Geschichte über uns alle hinweg. Als Anno 1921 noch fast 60 Prozent der Oberschlesier für den Verbleib im Deutschen Reich votierten, sah die Sache zugegebenerma-

ßen noch günstig aus. Aber heute? Vor ein paar Jahren bei der Volkszählung haben sich traurige 0,3 Prozent der in Polen lebenden Bürger der »Deutschstämmigkeit« beziehtigt. Über diesen Grad der Assimilierung war man sogar in Warschau erstaunt: Man hielt dort mindestens doppelt so viele Deutsche für deutsch.

Zugegeben: Rund um Oppeln seid Ihr im zweistelligen Bereich – an die Türken in Berlin-Neukölln reicht ihr trotzdem nicht heran, und die können sich noch nicht an Ortsschildern in ihrer ursprünglichen Sprache orientieren, obwohl sie ziemlich resistent sind gegen ihre Germanisierung. Stur wie die Esel hängen sie an ihrer Muttersprache. Und jetzt, Hand aufs Herz: In welcher Sprache habt Ihr in den vergangenen Jahrzehnten mit Euren Kindern und Enkeln gesprochen? – Eben. Mit Euren zweisprachigen Schildern können Deutsch-Janusz und Deutsch-Jadwiga drum gar nichts anfangen. Und nun sollen wir – die »Kerndeutschen« gewissermaßen – aus Solidaritätsgründen gegen die *pety-cje niemecke tabliow* stimmen? Ja, wie denn? Mit *Udostepnjam*? Oder mit *Nie Udostepnjam*? Und wer übersetzt uns all das Kleingedruckte, wenn Ihr's nicht könnt?

fragen ganz leicht verbittert
Eure Volksgenossen aus der
Wojwodtschaft Kanitwasatan

Der Fall Sarrazin

Die erste umfassende Analyse
der gescheiterten Tabuisierung
einer freien Meinungsäußerung.

- ▶ Chronik
- ▶ Fakten
- ▶ Bedeutung

Institut für Staatspolitik

Rittergut Schnellroda
06268 Albersroda

tel: (03 46 32) 9 09 41
fax: (03 46 32) 9 09 42
ePost: institut@staatspolitik.de
Internet: www.staatspolitik.de



48 Seiten
über 200 Belege
inklusive Porto 5,- €

Die Wahrheit ist, es wäre auch ohne die 68er gegangen, es wäre bloß weniger spektakulär gewesen. Das Erfolgsgeheimnis der 68er besteht darin, daß sie es verstanden haben, alles der Machtfrage unterzuordnen, und daß es ihnen gelungen ist, die Machtfrage zu stellen, obwohl sie nicht die geringste Chance hatten, den Staat unter ihre Kontrolle zu bringen. Was sie unter ihre Kontrolle bringen konnten, war die Öffentlichkeit. So bedienten sie sich von Anfang an des Instruments der Kulturrevolution, der Ideen Maos. Sie konzentrierten sich auf Haßobjekte wie die »USA« oder »Springer«. Damit installierten sie die Denkmuster, die bis heute wirksam sind und nach wie vor unsere Gesellschaft, ihre Denkprozesse, blockieren.

(aus: Richard Wagner: *Es reicht. Gegen den Ausverkauf unserer Werte*, Berlin 2008)